

ISSN 0342-6378
GRÜNEWALD

DOMINIKANISCHE ZEITSCHRIFT
FÜR GLAUBEN UND GESELLSCHAFT

52. JAHRGANG HEFT 4

OKTOBER—DEZEMBER 2011

Wort und Antwort



Jung oder alt? *Generationengerechtigkeit*



Der Begriff der Gerechtigkeit lässt sich in zweierlei Richtung verfolgen: Einerseits in Bezug auf das soziale Handeln von Menschen. In diesem Bereich bezeichnet die Gerechtigkeit eine Verhaltensweise, die „jedem das Seine“ (*suum cuique*) zukommen lässt. Andererseits ist Gerechtigkeit aber auch als institutioneller Maßstab zu verstehen, anhand dessen die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Einrichtungen einer Gesellschaft zu beurteilen sind. Gerechtigkeit zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Generationen ist demnach dann hergestellt, wenn die Chancen zukünftiger Generationen auf Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse mindestens so groß sind wie die der heutigen Generation.

Im Doppelstichwort dieser Ausgabe erläutern Henning Scherf und Christian Buhrmann als Vertreter verschiedener Generationen ihre Sichtweise auf ein gerechtes Miteinander der Bedürfnisse mehrerer Generationen. Im Anschluss daran arbeitet Christoph Kähler ein biblisches Verständnis der Beziehung verschiedener Generationen zueinander heraus und stellt fest, dass die dort vorzufindende Forderung nach einem verantwortlichen Umgang der Generationen miteinander sich nicht unmittelbar auf unsere heutige Gesellschaft übertragen lässt, sondern der zeitgemäßen Interpretation und Adaption bedarf. Eine Interpretationshilfe für eine zeitgenössische Gestaltung des Generationenverhältnisses liefert Werner Veith, indem er die relativ junge Gerechtigkeitsform der Generationengerechtigkeit als neue Dimension ethischer Reflexion versteht, die vor allem die zeitliche und ökologische Dimension gesellschaftlicher Problemlagen zu erfassen vermag. In eine ähnliche Richtung zielt der Beitrag Harald Künemunds, der durch eine exakte Klärung des Verständnisses der Termini „Alter“ und „Generation“ Vorurteile beseitigen und zu einer gerechten Koexistenz mehrerer Generationen beitragen möchte. Die beiden abschließenden Hauptbeiträge eröffnen eine eher praktische Perspektive auf die Thematik. Felix Ringel berichtet über den „tanzenden Dialog“ der Generationen in der besonders vom demografischen Wandel betroffenen Stadt Hoyerswerda, die sich innerhalb von vier Jahrzehnten von der jüngsten zur ältesten Stadt Deutschlands entwickelte. Marko Kuhn beschreibt das Generationenverhältnis in Afrika, welches sich in überraschender Weise als „Spiegelbild“ des europäischen darstellt, allerdings genauso wenig auf die Solidarität zwischen den Generationen verzichten kann.

Bernhard Kohl OP, Berlin

Generationengerechtigkeit

Es gibt sehr bedeutende Autoren wie den FAZ-Herausgeber Schirmmacher, die große Angst vor den Folgen des demographischen Wandels haben. Diesen Wandel erleben wir zurzeit und er wird auch noch weitere Generationen anhalten.

Clash of generations – oder demografischer Wandel?

Frank Schirmmacher meint, es wird zum *clash of generations* kommen, zum Krieg der Generationen. Ich sehe das völlig anders. Ich freue mich, einer Generation anzugehören, die bis zu 30 Jahre länger leben darf als die Großeltern. Ich danke den Medizinern für ihre segensreiche Arbeit und ich freue mich, dass ich in einem Land alt werden darf, das seit 1945 in Frieden mit seinen Nachbarn schrittweise ein geeintes Europa aufbaut.

Damit das alles weiter gut geht, müssen alle – unabhängig von ihrem Alter –, jeder nach seinen Möglichkeiten, etwas dazu beitragen. Wir Älteren und Alten bringen einen erstaunlichen Wohlstand mit. Noch nie in der Geschichte ist von so vielen alten Menschen so viel Vermögen an die nächste Generation weitergegeben worden. Aber nicht nur das, wir bringen auch in einem bisher nie möglich gewesenen Umfang unsere Lebenserfahrung, unsere Bereitschaft mit anzupacken ein. Über 50% der Sechzig- bis Siebzigjährigen leisten freiwillige Arbeit. In der Sportbewegung, in den Kirchengemeinden, aber ebenso in der breiten Kulturarbeit und nicht zu übersehen in der Sozialarbeit wirken Millionen älterer Menschen. Sie halten unsere Zivilgesellschaft zusammen. Ihre Motivation mitzutun ist nicht wirtschaftlich bedingt, sondern sie wollen ihren Teil dazu leisten, dass es friedlich, im gegenseitigen Respekt und durch gemeinsames Handeln weitergehen kann.

Der demografische Wandel ist eine große Chance, nicht nur für die Älteren, sondern für alle Generationen. Darum wünsche ich mir – und ich stehe damit nicht allein –, dass wir viele Anlässe und Orte finden, wo wir beieinander sein können, wo wir unsere unterschiedlichen Kompetenzen zusammenführen können. So freut es mich, wenn Großeltern und Enkel, oder auch nicht verwandte Vertreter

dieser Generationen sich begegnen, sich unterstützen. Das beginnt im Alltag, wenn Kinder berufstätiger Eltern von Großeltern aufgezogen werden: Da wird gemeinsam eingekauft, gekocht, Schularbeiten beaufsichtigt, gemeinsam zum Chor oder zum Sport gegangen. Das sind keine Ausnahmen.

Der demografische Wandel erfordert, dass länger gearbeitet werden muss – es fehlen überall Fachkräfte –, dass Berufstätigkeit von Müttern die Regel sein wird – qualifizierte Frauen sind in vielen Branchen die Träger der Dienstleistungen und des wirtschaftlichen Erfolges. Diese sich verändernden Erwerbsbiografien fordern ein enges Zusammenrücken der Generationen und eine neue Arbeitsteiligkeit. Wer sich international umsieht, lernt, dass dies weltweit schon praktiziert wird. Nur wir in Deutschland denken, durch massenhaften Pflegeheimbau und eine vorangegangene massenhafte Spaßindustrie das Problem der Älterwerdenden angehen zu können.

Mehrgenerationenhäuser und Wohngemeinschaften

Ich selber lebe seit 23 Jahren in einer Art Mehrgenerationenhaus- und Wohngemeinschaft. Wir helfen uns, soweit die Kräfte reichen, und haben auch schon zwei von uns über mehrjährige Pflege zu Hause bis in den Tod begleitet. Um herauszufinden, ob das auch noch klappt, wenn wir alle älter geworden sind, mache ich seit einem Jahr eine Rundreise zu Pflegewohngemeinschaften. Da lerne ich wie wichtig es trotz Demenz und anderer Alterskrankheiten ist, dass alte Menschen noch etwas zu tun haben. Das gemeinsame Einkaufen und Kochen und Tischdecken ist wichtig. Genauso wichtig ist es zusammen im Garten zu wirtschaften, sich um Haustiere zu kümmern, gemeinsam zu singen und zu spielen. Wir wollen, auch wenn wir hochbetagt sind, nicht nur Objekt von Pflege sein, sondern wir wollen, wann irgendmöglich, noch etwas Eigenes dazu beisteuern.

In einer solchen altersdominierten Gesellschaft als junger Mensch aufzuwachsen kann sehr anregend sein. Es gibt Menschen in der Nähe, die Zeit haben, die sich auf Gespräche freuen, die abzugeben bereit sind. Weil die klassischen Großfamilien, in denen das selbstverständlicher Alltag war und ist, leider immer weniger werden, muss man sich, egal ob man zu zweit oder allein ist, solche Mehrgenerationenorte schaffen. Da können dann Erfahrungen wie folgende möglich werden: Ich kenne eine Neunzigjährige, die seit drei Jahren nicht mehr geredet hat und bei der die Fachleute festgestellt haben, dass die Demenz sie endgültig hat verstummen lassen. Mit ihr bin ich zu einem Kinderspielplatz gegangen, um herauszufinden, wie sie auf Kinder reagiert. Und da passierte es, dass zufällig ein Ball auf sie zurollte und ein Vierjähriger ihn sich wiederholen wollte. Weil sie wohl dachte, dass der Junge das absichtlich gemacht hatte, um mit ihr zu spielen, bückte sie sich, nahm den Ball in ihre Hände und begann, wieder zu sprechen.

Dr. iur. Henning Scherf (andrea.frohmaker@sk.bremen.de), geb. 1938 in Bremen, Bürgermeister a. D., im Ruhestand. Anschrift: Rembertistraße 71, D-28195 Bremen. Veröffentlichung u. a.: (zus. mit I. Biberti) Das Alter kommt auf meine Weise. Lebenskonzepte heute für morgen, München 2011.

Generationengerechtigkeit

Zunächst einmal denke ich, dass beim demografischen Wandel und den damit einhergehenden Problemen vor allem eine Komponente das Hauptproblem ist, nämlich die mangelnde Anzahl von Neugeborenen. Denn ich kann keinem Menschen einen Vorwurf daraus machen, dass er alt wird – vielmehr kann ich mich darüber nur freuen. Ich schätze es sehr, dass ich meinen Urgroßvater noch kennen lernen durfte und bin dankbar, dass ich vier Großeltern habe, die gesund und fit sind und mit denen ich eine gute Beziehung pflege. Sie teilen mit mir ihre Lebenserfahrungen – ich lerne von ihnen und sie von mir. Ich möchte die Alten der Gesellschaft also nicht missen. Gleichzeitig sehe ich aber mit großem Bedauern, wie es immer weniger Kinder in unserer Gesellschaft gibt – was meinem Befinden nach ein großes Problem ist, da Kinder unsere Existenzgrundlage sind, im sozialen Leben, in der Familie und sie eine Perspektive für die Zukunft bieten.

Geburtenrate und alternde Gesellschaft

Deshalb ist es meiner Meinung nach wichtig, dass hier ein Umdenken in der Gesellschaft stattfindet. Zu oft werden Kinder als etwas Lästiges angesehen, als Kostenfaktor berechnet und ihr eigentlicher Wert geht verloren. Ein ausgeprägtes Familienleben findet oftmals nicht mehr statt und Kinder werden nicht mehr als Bereicherung des eigenen Lebens angesehen. Ebenfalls ist leider zu beobachten, dass es gerade den Jüngsten unserer Gesellschaft an Akzeptanz mangelt – Kinder vielleicht ja, aber spielende Kinder, die Lärm machen? Nein! Kinder vielleicht ja, aber Geld für Kitas und Bildung ausgeben? Nein! Dabei bräuchten wir dringend mehr Geld für die Förderung der jungen Menschen unseres Landes, wobei man vor allem die soziale Integration stärken müsste, um die Teilhabechancen des Einzelnen an der Gesellschaft zu erhöhen.

Doch eine gerechte Verteilung des Geldes zwischen den Generationen ist ein Balanceakt. Viele, so wie ich, fordern eine stärkere Förderung der jungen Generationen, andererseits klagen die Rentner über zu geringe Renten – wofür ich persön-

lich viel Verständnis habe, denn man ist nicht ewig jung und würde in 50 Jahren auch gerne eine solide Rente beziehen. Doch der Generationenvertrag ist infolge des demografischen Wandels stark angeschlagen. Die Renten gehen immer weiter zurück. Kamen im Jahr 2000 noch 4,13 Beitragszahler auf einen Rentner, so werden es im Jahr 2030 nur noch 2,20 Beitragszahler pro Rentner sein. Es stellt sich die Frage, ob dieses System so überhaupt noch sinnvoll ist, denn schließlich werden die nächsten Generationen immer mehr einzahlen müssen, aber selbst gleichzeitig immer weniger Geld als Rente erhalten. Auf Dauer leiden also alle gegenwärtigen Generationen unter diesem System, welches automatisch ein Denken impliziert, dass die jeweiligen Generationen sich gegenseitig verdächtigen, die jeweils andere wolle ein möglichst großes Stück vom Kuchen abhaben. Aber genau diese Grundhaltung gilt es zu vermeiden, stattdessen muss an einer Zusammenführung der Generationen gearbeitet werden.

Respekt und Zusammenhalt zwischen den Generationen

Nun stellt sich die Frage, wie man die verschiedenen Generationen einer Gesellschaft zusammenführen kann. Ich bin der Meinung, die Grundvoraussetzung hierfür ist gegenseitige Toleranz und Respekt. Ich muss die jeweils andere Generation mit ihren anderen Interessen akzeptieren und ihr Anerkennung zollen. Ich für mich kann sagen, dass ich stolz bin auf die mir vorangegangene Generation, die ein geeintes und friedliches Deutschland aufgebaut hat und uns einen gewissen Wohlstand erarbeitet und vererbt hat, dessen Früchte ich in einer angenehmen Kindheit ernten konnte. Andererseits erwarte ich, dass unsere Generation Unterstützung bekommt, um im Gegenzug im Laufe ihres Lebens die ältere stützen und versorgen zu können und um der nächsten Generation wiederum Ähnliches weiterzugeben. Ich denke, es ist von sehr großer Wichtigkeit, dass wir unseren Nebenmann zu schätzen wissen, dass wir Freunde sind und einander Gutes wünschen und uns nicht mit Misstrauen begegnen, weil wir meinen, der Andere kann nicht gönnen oder teilen.

Ich bin der Überzeugung, dass der Zusammenhalt der Generationen auch durch gemeinsam verbindende Themen gestärkt werden kann, an denen man gemeinsam arbeitet, in denen man sich als eine Generation versteht. Ich denke da zum Beispiel an den Umwelt- und Klimaschutz, an die Nachhaltigkeit unseres Lebensstils. Wir könnten uns verbinden und gemeinsam als Gesellschaft und als eine Generation dafür kämpfen und engagieren, dass nachfolgende Generationen nicht mit Katastrophen wie Fukushima zu kämpfen haben, sie nicht noch mehr Atommüll vererbt bekommen, als es ohnehin schon gibt und sie nicht mit einer vom Klimawandel zerstörten Natur leben müssen. Ich glaube, das wäre mehr als gerecht.

Christian Buhrmann (christian.buhrmann@wilhelm-gym.net), geb. 1992 in Braunschweig, Abitur 2011, derzeit Freiwilligendienst für Frieden und Versöhnung in Bolivien. Anschrift: Saarbrückener Straße 136, D-38116 Braunschweig.

Christoph Kähler

Du sollst Vater und Mutter ehren

Generationengerechtigkeit in biblischer Perspektive

Einer meiner psychotherapeutischen Freunde sprach vor einiger Zeit mit einem jungen Patienten über dessen berufliche Zukunft.¹ Der junge Mann beschrieb die Unsicherheit, in der er steckte, und skizzierte seine künftige patch-work-Biografie, in der immer wieder der eine Job von dem anderen abgelöst werden würde – Arbeitslosigkeit zwischendurch nicht ausgeschlossen.

Mein Freund schien bei aller gleichmäßig schwebenden Aufmerksamkeit, die zu seinem Berufshabitus gehört, doch eine unwillkürliche Regung gezeigt zu haben. Sie verriet, dass diese Perspektive für ihn selbst etwas Beängstigendes hatte. Da tröstete der junge Patient den älteren Arzt mit der Bemerkung: „Herr Doktor, das läuft heute nicht mehr so, wie Sie das früher gewohnt waren. Eine über Jahre gesicherte Berufslaufbahn haben wir nicht mehr vor uns.“

Natürlich war damit auch, aber nicht nur die in der Regel lückenlose Berufsbiografie von gelernten DDR-Bürgern als überholt abgetan. Zugleich jedoch gab der junge Mann eine Selbstverständlichkeit im Umgang mit den Unsicherheiten unserer Gesellschaft und Wirtschaft zu erkennen, die meinen Altersgenossen bei aller Einsicht in wirtschaftliche Zusammenhänge immer noch Mühe macht. Zugleich erklärt solche Unsicherheit, warum die Generation unserer Kinder, die heute heiraten und Kinder bekommen können, so wenig geneigt ist, sich in dieses weitere Abenteuer zu stürzen.

Das Verhältnis der Generationen untereinander ist inzwischen ein Gegenstand ernsthafter Sorgen, da der demografische Wandel in absehbaren Zeiten heftige Umbrüche mit sich zu bringen scheint und bestimmte Entwicklungen sich überhaupt nicht mehr umkehren lassen, da die Ungeborenen nicht ersetzt werden können.² Insofern stehen wir mitten in einer langfristigen Debatte, die immer neue Aspekte aufweist. Die alarmierenden Schätzungen über den Bedarf an Pflegekräften einerseits und die offensichtlich fehlenden jungen Fachkräfte in Handwerk und Industrie andererseits sind nur zwei von ihnen. Dass diese Debatte klare Ziele braucht, hat Wolfgang Huber mit wünschenswerter Deutlichkeit herausgearbei-

tet. „Familiengerechtigkeit und Generationengerechtigkeit müssen zu zentralen Themen der heute nötigen Reform werden“ war einer seiner Kernsätze.³ Doch schon die Begriffe „Generation“, der der „Gerechtigkeit“ und die Zusammensetzung „Generationengerechtigkeit“ sind jeweils nicht so eindeutig, wie es scheinen mag. So sollen die sozialgeschichtlichen Voraussetzungen kurz beleuchtet werden, ehe ich zum eigentlichen Thema übergehe.

Generationen und „Familie“ in den biblischen Texten⁴

Die Generationen lebten in den Zeiten des Alten wie des Neuen Testaments sehr anders zusammen als heute. Ihr Verhältnis war in Israel wie in den neutestamentlichen Gemeinden keineswegs per se harmonischer als das in modernen Gesellschaften. Es bedurfte ebenfalls der Aufmerksamkeit und der Pflege der Beziehungen zwischen den Generationen, wie die Fülle der alttestamentlichen Mahnungen zeigt⁵: „Ein Auge, das den Vater verspottet, und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen“, formuliert das Sprüchebuch recht drastisch.⁶

Was haben wir als historische Realität und sozialgeschichtliche Grundform des Generationenverhältnisses in biblischen Zeiten anzusehen? Die kleinste Zelle der Gesellschaft in antiker Zeit ist nicht die „Familie“ im heutigen Sinn. Erst seitdem der französische Terminus „famille“ als Fremdwort im Deutschland des 18. Jahrhunderts benutzt werden musste, musste und wurde ein neues Phänomen, d. h. damit vor allem die uns bekannte kleine Gruppe aus Vater, Mutter, Kind, also die Zwei-Generationen-Familie, beschrieben. Sie hausen im Allgemeinen in einer privaten Wohnung, die anders als bei Bauern und auch noch bei vielen Handwerkern vom Produktionsstandort getrennt ist. Zu ihr gehören nicht mehr selbstverständlich weitere Familienangehörige (ganz zu schweigen vom „Gesinde“) und auch die Wohngemeinschaft von Verwandten mehrerer Generationen unter einem Dach bleibt selten. Die Kleinfamilie ist also nicht mehr das, was man dann später aus der Rückschau die „Großfamilie“ genannt hat, die Generationen übergreifen kann und – vor allem – mehrere Verwandtschaftsgrade auch in derselben Generation. Dieser frühere Sozialverband des „Hauses“ hat im Verlauf der Geschichte erheblich an Mitgliedern und Aufgaben verloren.

Das war zu alt- wie neutestamentlichen Zeiten bis hinein in die Neuzeit anders. Die Bibel, etwa in den früheren Fassungen der Übersetzung Martin Luthers⁷, kennt daher das Stichwort Familie – natürlich – nicht, sondern spricht vom „Haus“. Damit ist das „ganze Haus“ als die grundlegende soziale und wirtschaftliche Einheit aller bäuerlichen und bäuerlich-adligen Kulturen gemeint, in der die ihr Angehörenden auf Gedeih und Verderb verbunden waren. Das ließ sich, wie etwa Aristoteles lehrt, in drei zwischenmenschlichen Relationen beschreiben: Ehemann und Ehefrau, Vater und Kinder, Herr und Knecht/Sklave. Diese erfassten die elementaren sozialen Zuordnungen und Unterordnungsverhältnisse,

Dr. theol. habil.

Christoph Kähler

(familiekaehler@gmx.de), geb. 1944 in Freiberg/Sachsen, Landesbischof i.R., bis 2001 Professor für Neues Testament an der Theol. Fakultät der Universität Leipzig. Anschrift: Feuerbachstraße 9, D-04105 Leipzig. Veröffentlichung u. a.: „Ninive“ und die Folgen, in: M. Trowitzsch (Hrsg.), Ein Smaragd hat's mir erzählt. Vom Reden über biblische Geschichten (FS K.-P. Hertzsch), Stuttgart 2010, 56–67.

wobei die faktische Stellung der Gewaltunterworfenen (Frauen, Kinder, Sklaven bzw. Knechte) rechtlich sehr verschieden ausgestaltet sein konnte. Zu den Abhängigen konnten die unverheirateten bzw. unselbstständigen Mitglieder der Eltern- generation, also Onkel und Tanten, genauso gehören wie die Knechte und Mägde bzw. ihre Nachkommen.

Das „Haus“ (griechisch *oikos*) war die grundlegende Wirtschaftseinheit, d. h. auch die Denkform, in der Wirtschaft etwa in der griechischen Philosophie reflektiert wurde. Daher der Name *oiko-nomia*, die Lehre von der „Haus-Wirtschaft“. Was die – tendenziell autarke – Hauswirtschaft einer agrarischen Gesellschaft nicht im Laufe eines Jahres selbst produzierte, konnte schwerlich und schon gar nicht auf Dauer von außen ersetzt werden. Misswirtschaft und Missernten führten unmittelbar zur nackten materiellen Not, die alle Glieder betraf. In diesem Rahmen musste auch die Versorgung der Alten, Kranken und Behinderten geleistet werden. Das Haus war die zumeist einzig funktionierende Solidargemeinschaft für die Blutsverwandten bzw. für die dem Haus zugeordnete Klientel. Es schützte alle Angehörigen (im Rahmen seiner Möglichkeiten), auch die Hausklaven (also die „Festangestellten“ eines Hauses⁸). Nahezu ungeschützt, also aus einer solchen größeren Solidargemeinschaft ausgeschlossen, blieben lediglich die Tagelöhner, die zusehen mussten, wann und wo sie das Notwendigste verdienen konnten. Sie traf das schlimmste denkbare Los tagtäglicher Unsicherheit (Mt 20,1–15). Darum bittet der „verlorene Sohn“ im Gleichnis von Lk 15 auch nur, Tagelöhner werden zu dürfen, womit er die niedrigste soziale Stufe im Dorf meint.

Dieses Modell der autarken Hauswirtschaft war so beherrschend und so selbstverständlich, dass auch die (für heutige Verhältnisse sehr kleine) politische Verwaltung größerer Einheiten, der Städte bzw. sogar der Weltreiche, unter „oiko-nomischen“, d. h. hauswirtschaftlichen Gesichtspunkten gesehen und so auch von den führenden Philosophen gelehrt wurde. Das fand auch darin seinen Ausdruck, dass die politischen und wirtschaftlichen Funktionäre großer Reiche mit Bezeichnungen aus dem Vokabular der innerhäuslichen Hierarchie als die „Sklaven“ bzw. „Diener“ des Königs bezeichnet werden konnten.

Dies bedeutet aber nach der neuzeitlichen Entwicklung von der Hauswirtschaft zur städtischen Wirtschaft, von dieser zur Volkswirtschaft und schließlich – tendenziell – zur Weltwirtschaft, dass es aus den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen biblischer Zeiten keine direkte und unmittelbare Weisung für heutige Probleme geben kann. Wohl aber bleibt für eine christliche, biblisch begründete Ethik die Entdeckung von Grundsätzen bzw. Kriterien möglich und verpflichtend.

Die Bedeutung des vierten Gebots

Das – je nach Zählung – vierte oder fünfte Gebot aus dem Dekalog lautet bekanntlich in einer seiner beiden Fassungen (5. Mose/Dtn 5,16): „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, wie dir der HERR, dein Gott, geboten hat, auf dass du lange lebest und dir's wohlgehe in dem Lande, das dir der HERR, dein Gott, geben wird.“⁴⁹ Wenn dies damals (wie heute) selbstverständlich wäre, dann müsste man

das Gebot nicht lehren, lernen und auslegen.¹⁰ Es ist aber das erste soziale Gebot vor allen anderen sozialen Geboten, also in der Reihe, die sich dann in dem „Du sollst nicht töten“ usw. fortsetzt. Es ist auch das Einzige, das die (positive) Folge des gebotenen Handelns nennt, während die folgenden Maximen ohne solche Angaben auskommen.

In seinem Kern beschreibt es die Pflicht, Vater und Mutter zu ehren, ihnen, wie man auch übersetzen könnte, Gewicht zu verleihen bzw. zuzumessen. Das ist weithin und immer wieder so verstanden worden, als ob es vorwiegend um die immaterielle Ehre, die Autorität der Eltern ginge.¹¹ Diese aber lässt sich von der materiellen Verpflichtung nicht lösen. Damit dürfte also auch die Aufgabe der erwachsenen Kinder beschrieben sein, die alten Eltern angemessen zu versorgen. Diese Form der elementarsten Pflicht dürfte der Anerkennung als Autorität, wie man das hebräische Wort auch verwendet findet, vor- bzw. zuzuordnen sein. Da die antike Wirtschaft des Alten wie die des Neuen Testaments keine außerhäusliche Altersversorgung kennt, sind die Alten, die Kranken und die sozial Schwachen darauf angewiesen, dass sich der Sozialverband um sie kümmert. Es gibt für sie keinen anderen sozialen Ort als das Haus, in dem sie materiell versorgt werden. Dies umfasst „konkret die angemessene Versorgung der alten Eltern mit Nahrung, Kleidung und Wohnung, bis zu ihrem Tod, darüber hinaus einen respektvollen Umgang und eine würdige Behandlung, die trotz der Abnahme ihrer Lebenskraft ihrer Stellung als Eltern entspricht. Dazu gehört schließlich eine würdige Beerdigung.“¹²

Generationengerechtigkeit und Haustafelethik

An mehreren Stellen des Neuen Testaments finden sich nun die von Luther sogenannten Haustafeln, die parallel zur ökonomischen Literatur der Zeit Weisungen zum Umgang der Generationen bzw. genauer der Gruppen des antiken Hauses miteinander bieten.¹³ Je paarweise werden Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Herren und Sklaven auf ihre soziale Verantwortung hin angesprochen. Dabei werden wie selbstverständlich auch die Dimensionen der Generationengerechtigkeit implizit genannt.

Die Unterordnung von Frauen, Kindern und Sklaven, die sie nahezu selbstverständlich lehren, erscheint uns heute auf den ersten Blick reichlich patriarchal. Das ist sozialgeschichtlich gesehen nicht falsch, sondern eher zu erwarten. Die alttestamentliche Gesellschaft wie die des Neuen Testaments war nicht anders als ihre Umgebung patriarchal, patrilinear und patrilokal strukturiert.

1. Immerhin ergibt aber ein genauerer Blick etwa in die Haustafel aus Eph 5f. die Mahnung: „Und ihr Väter, reizt eure Kinder nicht zum Zorn...“ (6,4). Was ist das andere, als die Aufforderung an die Eltern, also auch an die politisch Verantwortlichen, das Verhältnis der Generationen nicht über Gebühr zu belasten, also jeweils das Maß des Erträglichen einzuhalten oder in einer Situation wie heute allererst zu finden (s. o.)? Ein erstes Kriterium dürfte also das der Belastbarkeit der Generationen bzw. der Ausgewogenheit von Belastungen sein.

2. Im Unterschied zum ökonomischen Schrifttum der Antike, das heißt den Handbüchern zum Thema „Wie führe ich einen Haushalt?“, fällt im Neuen Testament auf, dass nicht allein die Hausväter auf ihre Verantwortung für die Führung des Haushalts und das bedeutet auf die angemessene Behandlung von Frauen, Kindern und Sklaven angedeutet werden. Auch die anderen, also die der *patria potestas* (der väterlichen Gewalt) Unterworfenen werden direkt angesprochen und an ihre aktive, soziale Verantwortung erinnert.¹⁴ Das Verhältnis der Generationen ist auf Gegenseitigkeit angelegt. Insofern also Frauen, Kinder und Sklaven hier ermahnt und d. h. als Subjekte ethischen Handelns angesprochen werden, ist eine – allerdings asymmetrische – Gegenseitigkeit und die Verantwortung der Einzelnen erkennbar und gemeint. Wie immer diese gegenseitige Verpflichtung heute zu benennen ist, Treue, Loyalität oder Solidarität, sie beruht auf der gegenseitigen Verpflichtung der Glieder der kleinsten sozialen Einheit, die aber in der größeren sozialen Einheit der christlichen Gemeinde aufgehoben und gehalten wird. Strukturell entspricht diese beiderseitige Verpflichtung der „Sozialpartner“ wie die der Gemeindeglieder untereinander dem klassischen Gebot der Nächstenliebe „Du sollst deinen Nächsten lieben – wie dich selbst.“¹⁵ Darin ist enthalten, dass es nicht um einen einseitigen Altruismus geht, der sich selbst vergisst, sondern um eine Beziehung, in der beide leben und in der sie ihrer Gegenseitigkeit versichert sein können. Dies schließt ein positives Verhältnis zur eigenen Person und zu den eigenen Bedürfnissen ausdrücklich ein.
3. Die gegenseitige Verpflichtung hat einen letzten Grund. Er besteht darin, dass es nicht nur die Gegenseitigkeit der Verpflichtungen gibt, sondern eine gemeinsame Verantwortung der Herren und der Knechte vor dem einen gemeinsamen Herrn: „Ihr wisst, dass euer Herr im Himmel ist, und bei ihm gilt kein Ansehen der Person“¹⁶. Diese Erinnerung sichert, dass kein Mensch den anderen zum Objekt machen darf, sondern seiner Würde (Gottebenbildlichkeit) in der Verantwortung vor Gott eingedenk bleiben muss.

Diese Kriterien eines verantwortlichen Umgangs der gesellschaftlichen Gruppen miteinander lassen sich zwanglos weiter entwickeln und anwenden; sie bedürfen dessen.

Eine unmittelbare Übertragung alt- und neutestamentlicher Weisungen auf unsere heutige Zeit und Gesellschaft ist nicht möglich. Wir haben diese patriarchale, patrilokale und patrilinäre Gesellschaft nicht mehr, für die und in der die Zeugen der Bibel Lebensformen entdeckten und weitergegeben haben.

Wie wir unter den modernen Bedingungen, in denen die private Altersvorsorge entkoppelt wurde von der eigenen Familienbiografie, die Sicherung der Älteren gestalten, bleibt unserer gestaltenden Verantwortung anheimgestellt. Wohl aber sind ethische Verpflichtungen und Ziele biblisch so elementar formuliert und so grundsätzlich festgehalten, dass sie auch unter unseren Bedingungen im Kern nicht in Frage gestellt, sondern bedacht, ausgeformt und praktiziert werden sollten. Dabei darf das Elterngesetz des Dekalogs nicht einseitig interpretiert werden, sondern eine Berufung darauf wird daran erinnern müssen, dass der Dekalog die unfragliche Struktur einer größeren Solidargemeinschaft voraussetzen konnte

und dass die jeweilige gegenseitige Verpflichtung der Generationen füreinander ebenfalls zum biblischen Zeugnis gehört.

Exemplarisch für die unangemessenen Belastungen einer bestimmten Lebenszeit steht mir vor Augen, dass über 40% der jungen Akademikerinnen in Deutschland keine Kinder haben bzw. haben werden, weil sie in Beruf und Karriere überwiegend das unkalkulierbare Risiko tragen, das Schwangerschaft, Erziehungszeit und Betreuung über lange Jahre darstellen. Es beunruhigt mich daher, dass es immer noch Politiker auf der Grenze zwischen Hochschule und Politik wie einst Peter Glotz gibt, die meinen, der Generation der Berufsanfänger weitere Lasten – in diesem Fall Studiengebühren – auferlegen zu können, ohne nach den demografischen Folgen zu fragen. In dieser Situation das Augenmaß zu behalten und diese mittlere Generation so zu stellen, dass sie ihre vielfachen Aufgaben in Beruf, Familie und Gesellschaft auch lösen kann, scheint mir eine elementare, noch vor uns liegende Aufgabe zu sein: Wie geben wir jungen Vätern und Müttern in unserer Gesellschaft „Gewicht“?

01 Ich nehme hier Überlegungen wieder auf, die ich vor dem Arbeitskreis Evangelischer Unternehmer in Deutschland e.V. (AEU) am 30.10.2004 in Eisenach vorgetragen habe. – Nach wie vor informativ und grundlegend ist in der Verbindung von bibelwissenschaftlichen, systematischen und ethischen Aspekten das Referat von K. Lehmann, Zusammenhalt und Gerechtigkeit, Solidarität und Verantwortung zwischen den Generationen, bei der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 22.9.2003: http://www.alt.dbk.de/imperia/md/content/schriften/dbk4.vorsitzender/vo_24.pdf.

02 Als ersten Zugang zu der Frage verweise ich auf: Enquete-Kommission Demographischer Wandel, Herausforderungen unserer älter werdenden Gesellschaft an den Einzelnen und die Politik, Berlin 2002; Generationengerechtigkeit. Inhalt, Bedeutung und Konsequenzen für die Alterssicherung. Jahrestagung des Forschungsnetzwerkes Alterssicherung (FNA) am

4./5.12.2003 in Erfurt (DRV-Schriften Bd. 51), Frankfurt/M. 2004.

03 W. Huber, Um der Menschen willen. Welche Reformen brauchen wir? Rede am 30.9.2004 in der Berliner Friedrichstadtkirche: http://www.ekd.de/vortraege/040930_huber_sozialrede.html.

04 Vgl. dazu u. a. K. H. Bieritz/Ch. Kähler, Art. Haus III, in: TRE 14, 478–492.

05 Vgl. dazu H. W. Wolff, Anthropologie des Alten Testaments, Berlin (Ost) 1977, 169–171.

06 Prov 30,17.

07 Erst die Revision der Lutherbibel von 1984 benutzt das Stichwort „Familie“ in der Übersetzung, allerdings nur an drei Stellen im Richterbuch (Judicum), während die Einheitsübersetzung den Terminus sowohl im AT wie im NT häufig statt „Haus“ setzt.

08 Vgl. dazu W. Dietrich/Ch. Kähler/U. Ragacs, Art. Sklaverei I–III, in: TRE 31, 367–379.

09 Vgl. dazu zusammenfassend M. Kießig u. a. (Hrsg.), Evangelischer Erwachsenenkatechismus:

glauben – erkennen – leben, Hannover⁶ 2000, 292–311.

10 Vgl. dazu aus der reichhaltigen Literatur u. a. F. Crüsemann, Die Tora. Theologie und Sozialgeschichte des alttestamentlichen Gesetzes, München 1992; R. Albertz, Hintergrund und Bedeutung des Elterngabotes im Dekalog, in: Zeitschrift für Alttestamentliche Wissenschaft 90 (1978), 348–374.

11 Vgl. 1 Sam 15,30; zum materiellen Aspekt von „ehren“ im Sinne von „Honorieren“ vgl. Num 22,17,37; 24,11. Dazu C. Westermann, Art. dbk kbd schwer sein, in: ThHWAT I, 794–812, bes. 797.

12 R. Albertz, Hintergrund und Bedeutung des Elterngabotes im Dekalog, a. a. O., 374.

13 Kol 3,18–4,1; Eph 5,22–6,9; 1. Petr 2,18–3,7 u. a.

14 Kol 3,18 (Frauen). 20 (Kinder). 22 (Sklaven); vgl. Eph 5,22; 6,1; 6,5; 1. Petr 2,18; 3,1.

15 Mk 12,31 u. ö.

16 Eph 6,9.

Werner Veith

Eine Querschnittsaufgabe

Generationengerechtigkeit als neue Dimension ethischer Reflexion

Die Forderung nach Generationengerechtigkeit wird in Bezug auf den Umgang mit der Natur, die Staatsverschuldung, den demografischen Wandel, die Krise der sozialen Sicherungssysteme oder auch mit Blick auf die Beziehungen zwischen familialen Generationen erhoben. Angesichts dieser Themenvielfalt kann Generationengerechtigkeit nicht auf einen beschränkten Problembereich moderner Gesellschaften begrenzt werden. Sie ist vielmehr eine ethische „Querschnittsaufgabe“, die *zugleich* ökonomische, ökologische und soziale Herausforderungen thematisiert und letztlich fast alle Handlungsbereiche des Menschen normativ durchdringt. Hinzu kommt die noch relativ junge ethische und politische Erkenntnis, dass eine mögliche Bewältigung der aktuellen gesellschaftlichen Problemlagen nicht allein mit Blick auf die Gegenwart erfolgen kann. Die weitreichenden zeitlichen Eingriffstiefen sozial-struktureller Entscheidungen sind heute aufgrund ihrer langfristigen und irreversiblen Folgen auch für die Lebenschancen nachwachsender und zukünftiger Generationen von maßgeblicher Bedeutung. Die Forderung nach Generationengerechtigkeit erweitert also den ethischen Horizont, indem die zeitliche – synchrone und diachrone – Grundstruktur unseres Handelns wahrgenommen und zum konstitutiven Bestandteil ethischer Reflexion gemacht wird.

Das Konzept „Generation“ – eine Einführung

Im Folgenden soll mit unterschiedlichen Zugängen zum Konzept „Generation“ und mit der Entwicklung einer temporalen Gerechtigkeitstheorie in eine neue Dimension christlicher Sozialethik eingeführt werden. Am Beispiel der ökologisch-sozialen Krise wird daraufhin gezeigt, dass Generationengerechtigkeit für existenzielle Probleme der Menschheit im 21. Jahrhundert eine normative Orientierung darstellen kann.

Das Konzept „Generation“ wird oftmals im Sinne einer Kohorte oder der Altersgruppe verwendet. Mit *Kohorte* werden Jahrgänge zu methodisch sinnvollen Einheiten zusammengefasst, die dann z. B. zu einem langfristigen Vergleich unterschiedlicher Alterskohorten herangezogen werden oder die Auskunft über die Altersstruktur einer Gesellschaft geben können. *Altersgruppen* orientieren sich an variabel festlegbaren Altersgrenzen, so dass z. B. Menschen, die älter als 65 Jahre oder jünger als 20 Jahre sind, jeweils als die Gruppe der „Alten“ oder der „Jungen“ zusammengefasst werden. Während die unterschiedlichen Altersgruppen die aktuelle (Alters-)Lage der Person in den Mittelpunkt stellen, bezeichnen *Generationen* nach Leisering „sinnhaft ausgewählte Gruppierungen [...] von Jahrgängen, denen aufgrund theoretischer Annahmen und empirischer Befunde bestimmte soziale Merkmale gemeinsam sind“¹. Aufgrund des uneinheitlichen und nicht immer differenzierten Sprachgebrauchs ist daher stets zu prüfen, ob Generation im Sinne der Alterskohorte, der Altersgruppe oder aber mit einer qualitativ gefüllten Bedeutung verwendet wird. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Begriff der „Generation“ setzt im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein, wobei vor allem drei bis heute gültige Konzeptionen systematisch differenziert werden: (1.) Das *genealogisch-familiensoziologische* Generationenkonzept beinhaltet die Abstammungsfolge in der Familie bzw. die Generationenfolge in der Verwandtschaft, in die jeder Mensch für seine gesamte Lebenszeit eingebunden ist. Konstitutive Elemente für ein solches Konzept sind die Generationengefüge der Familie, der Wandel der Familienformen und die damit gegebenen Veränderungen der familialen *Generationenbeziehungen*. Die grundlegende Bedingung für umfangreiche familiäre Generationenbeziehungen ist eine ausgedehnte gemeinsame Lebenszeit von verschiedenen Generationen. Die so genannte „Mehrgenerationenfamilie“ gründet daher auf einer durchschnittlich höheren Lebenserwartung und stellt als Erscheinung in nennenswerter Größenordnung letztlich ein Phänomen der Moderne dar. Der Blick auf die demografische Situation in Deutschland zeigt, dass die gleichzeitige Lebenszeit verschiedener Generationen und damit auch die gesteigerten Möglichkeiten für familiäre Generationenbeziehungen zugenommen haben und auch in der Zukunft noch weiter zunehmen werden. (2.) Das *historisch-soziologische* Generationenkonzept umfasst „gesellschaftliche Generationen“, die als Gruppierungen von Geburtsjahrgängen bestimmte historische Ereignisse in gleichen oder ähnlichen Lebensaltern erleben und entsprechende gemeinsame soziale Merkmale ausbilden.² Mit der Unterscheidung von z. B. politischen, kulturellen oder ökonomischen Generationen lassen sich einheitsbildende Handlungs- und Verhaltensformen identifizieren, die in Bezug auf einzelne gesellschaftliche Teilbereiche entwickelt werden. Aufgrund von historischen Ereignissen, von gewandelten Wertvorstellungen und Lebensstilen oder auch aufgrund von wechselnden ökonomischen Chancen und Risiken können sich neue Generationen herausbilden, die anhand ihrer spezifischen Merkmale nicht nur Auskunft über die Ordnung der Gesellschaft geben, sondern diese auch mit-konstituieren. (3.) Anders als bei den beiden beschriebenen soziologischen Konzeptionen beschränkt man sich im *päda-*

Dr. theol. Werner Veith, M. A. (werner.veith@kthf.uni-augsburg.de), geb. 1967 in Frankfurt/M., z. Zt. Vertretung der Professur für Christliche Sozialethik an der Universität Augsburg. Anschrift: Universitätsstraße 10, D-86135 Augsburg. Veröffentlichung u. a.: (Hrsg., zus. mit A. Bohmeyer u. a.), *Anthropologie und christliche Sozialethik* (Forum Sozialethik Bd. 8), Münster 2010.

gogischen Generationenkonzept auf die Unterscheidung von lediglich *zwei* Generationen:³ In der Regel sind Ältere und Jüngere – insofern sie als Lehrende und Lernende auftreten – Angehörige unterschiedlicher Generationen, die durch den Prozess der Vermittlung und der Weitergabe von vielfältigen Kompetenzen aufeinander bezogen sind und oftmals durch eine Altersdifferenz konstituiert werden. Pädagogisches Handeln ist demnach ein intergenerationeller Prozess, der aufgrund des kontinuierlichen Wechsels der Generationen eine normative Ausgestaltung erfordert: Die ältere Generation steht in der Pflicht, die jüngere Generation zur Mündigkeit und zur Beteiligung an Staat und Gesellschaft zu befähigen. Das genealogisch-familiensoziologische, das historisch-soziologische und das pädagogische Generationenkonzept unterscheiden sich untereinander sowohl im Theoriehintergrund als auch in den Parametern, die für die Bestimmung der jeweiligen Generation relevant sind. Gleichwohl lassen sich einige gemeinsame Dimensionen erkennen, welche zu den systematisch relevanten Elementen des Konzepts *Generation* gezählt werden können:⁴ Die Zuordnung einer Person oder eines sozialen Gefüges zu einer bestimmten Generation stellt eine *zeitliche* Positionierung in der Familie oder der Gesellschaft dar. Oft im Bezug auf das gleiche oder ähnliche Lebensalter werden die individuelle und die soziale Zeit miteinander verbunden, indem der persönliche Lebenslauf mit den historischen gesellschaftlichen Ereignissen verknüpft und in einen Prozess des sozio-kulturellen Wandels eingeordnet wird. Die Konstituierung einer Generation setzt also im Sinne objektiver Zeit eine relative Gleichzeitigkeit voraus und sucht in der Perspektive subjektiver Zeitdeutung nach Gemeinsamkeiten in der je individuellen Interpretation sozialer Sachverhalte. Generationen können demnach als gesellschaftliche Strukturformen partikulärer, zeitlich-sozialer „Gleichzeitigkeit“ verstanden werden, welche die differierenden zeitlich-sozialen Positionen verschiedener sozialer Gefüge in ihrer je eigenen Identität rekonstruieren und damit zugleich die jeweiligen Generationenbeziehungen und -verhältnisse für eine systematische Reflexion zugänglich machen.

Eine neue Dimension ethischer Reflexion

Generationengerechtigkeit ist eine relativ neue Form der Gerechtigkeit, die zum einen in der langen Tradition des Gerechtigkeitsdiskurses steht und zum anderen neue ethische Aspekte in diesen zu integrieren sucht. Gerechtigkeit beschreibt zunächst einmal eine normative Orientierung, die in der Personalität bzw. Sozialität des Menschen fundiert ist und die die intersubjektiven Beziehungen sowie sozialen Gefüge einer ethischen Reflexion unterzieht. In einem sehr allgemeinen und umfassenden Sinne bedeutet Gerechtigkeit, dass „jedem das Seine“ zukommt bzw. dass jeder „das Seinige tut“. Um den verschiedenen sozialen Fragen der modernen Gesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts zu begegnen, wurden die traditionellen Vorstellungen über Gerechtigkeit zu spezifischen Forderungen *sozialer* Gerechtigkeit weiterentwickelt: Diese zielen auf die gesellschaftlichen Strukturen, die die politischen Rechte und Pflichten zuweisen, sowie auf die Verteilung von

sozio-ökonomischen Gütern und Lasten, die für den individuellen Lebensentwurf des Menschen und seine Partizipation am gesellschaftlichen Leben notwendig sind. Im Sinne einer umfassenden Gerechtigkeitskonzeption drängt soziale Gerechtigkeit u. a. auf die Verwirklichung gleicher bürgerlicher Freiheitsrechte, die Beteiligung aller an Prozessen der politischen Willensbildung, die symmetrische Gestaltung von Tauschverhältnissen sowie die Berücksichtigung von abweichenden Anlagen, Fähigkeiten und Bedürfnissen der Menschen bei der Verteilung gesellschaftlicher Grundgüter. Nicht zuletzt fordert soziale Gerechtigkeit die ökonomischen und sozialen Ungleichheiten so weit zu reduzieren, dass die Chancen zur Partizipation einander angeglichen werden. Dazu gehört der Ausgleich unterschiedlicher Startbedingungen, etwa durch ein allen zugängliches Angebot an Bildung, die Möglichkeit der freien Berufswahl oder ein für alle offener Zugang zu Positionen und Ämtern in Staat und Gesellschaft.

Auch wenn die normativen Forderungen sozialer Gerechtigkeit nach wie vor Gültigkeit beanspruchen, so reichen sie heute jedoch nicht mehr aus, um die aktuellen Problemlagen adäquat zu erfassen. Ulrich Beck identifiziert für die gegenwärtige moderne Gesellschaft eine Transformation von der „klassischen“ Industriegesellschaft zu einer „Weltrisikogesellschaft“⁵: Die vorrangigen Gefährdungen gehen heute nicht mehr von den Risiken oder Unfällen industrieller Entwicklungen aus, die ihre Zerstörungen in örtlich, zeitlich oder sozial *begrenzten* Lebensräumen des Menschen entfalten. Das Drohpotenzial hat vielmehr einen weitestgehend *unbegrenzten* Charakter, da die sozialen Folgelasten ihre Wirkung nicht mehr allein in den *zeitlich beschränkten* Lebensaltern oder *räumlich* limitierten Lebensläufen von Menschen entfalten, sondern ein *zeitlich und räumlich entschränktes* Gefährdungspotenzial entwickeln. Die ökologischen, ökonomischen und sozialen Entwicklungen erzeugen nämlich globale Risiken, welche die Existenzbedingungen der *gegenwärtigen* und *nachwachsenden* bzw. der *künftigen* Generationen fundamental mitbestimmen. Der Verbrauch nicht substituierbarer Ressourcen und die irreversiblen Schädigungen natürlicher Lebensgrundlagen, die globale Armut, die Krise der Bildungssysteme sowie die Herausforderungen der sozialen Sicherungssysteme sind Beispiele für Konfliktfelder, die die Stellung der Generationen zueinander prägen.

Da soziale Gerechtigkeit die zeitliche Dimension der neuen gesellschaftlichen Problemlagen nicht erfasst und die gesellschaftlichen Strukturen – unthematisch – lediglich *synchron* reflektiert, ist ein Gerechtigkeitsverständnis zu entwickeln, dass die Inhalte sozialer Gerechtigkeit aufgreift und durch die Rezeption des Generationenbegriffs um eine zeitliche Dimension ausbaut. Die Gerechtigkeitsforderungen bedürfen demnach einer *temporalen* Erweiterung durch eine *diachrone Grundnorm*, deren Objektbereich durch die Sorge für nachwachsende und künftige Generationen bestimmt wird. Die Reichweite bzw. die Grenzen einer solchen Verantwortung schlagen sich in einer ethisch zu rechtfertigenden Bewertung von zukünftigen und gegenwärtigen Weltzuständen nieder. Da sich in der Gegenwart Zeitpräferenzen identifizieren lassen, die in der Regel mit der Abwertung des Zukünftigen einhergehen und letztlich eine angemessene Zukunftsbewertung ausschließen, verlangt die diachrone Grundnorm, dass der zeitlichen Positionierung

von Personen oder sozialen Gefügen *weder* spezifische Bedeutung *noch* ein Vorrang innerhalb der ethischen Reflexion zukommt. Entsprechend dieser Grundnorm besteht das Kriterium *diachroner Gerechtigkeit* im Ausschluss jedweder Zeitpräferenz bei der Bewertung von Normen, Institutionen und sozialen Systemen, so dass *schon jetzt* nicht nur gegenwärtige, sondern auch mittel- und langfristige Folgen in den ethischen Reflexionsprozess tatsächlich berücksichtigt werden können. Mit der Unterscheidung von Generationen und mit der Differenzierung zwischen synchronen (gleichzeitig) und diachronen (ungleichzeitig) Generationenrelationen sind die systematischen Voraussetzungen für eine solche zeitliche Erweiterung der Gerechtigkeitskonzeption gegeben.

Generationengerechtigkeit integriert also die normativen Forderungen synchroner *und* diachroner Gerechtigkeit, indem die *soziale* Gerechtigkeit und die *diachrone* Gerechtigkeit in einer systematischen Konzeption miteinander verbunden werden. Während *soziale* Gerechtigkeit lediglich auf die Ausgestaltung gegenwärtiger gesellschaftlicher Gefüge zielt, „ent-deckt“ Generationengerechtigkeit die zeitliche Dimension, indem sie die synchronen Aspekte sozialer Gerechtigkeit aufgreift und diese zusätzlich um eine diachrone Dimension erweitert. Unter *Generationengerechtigkeit* ist daher keine partikuläre, lediglich einen Teilaspekt darstellende Form der Gerechtigkeit zu verstehen, sondern sie ist die umfassendste Form der Gerechtigkeit, insofern *alle* Forderungen sozialer Gerechtigkeit aufgenommen und noch einmal hinsichtlich ihrer zeitlichen, d. h. hinsichtlich ihrer synchronen *und* diachronen Relationen auszulegen sind. Die Vielfalt der identifizierbaren Generationenkonzeptionen ermöglicht dabei nicht nur die Entwicklung unterschiedlicher Zugänge zur zeitlichen Struktur gesellschaftlicher Ordnung, sondern verdeutlicht, dass die bisher eingeführten Gerechtigkeitsformen weiterhin Gültigkeit besitzen. Auf der Suche nach der adäquaten Form ethischer Reflexion für die jeweils sehr unterschiedlichen sozialen Gefüge ist es demnach erforderlich, dass Generationengerechtigkeit kontextualisiert wird, das heißt, dass sie hinsichtlich einer spezifischen Problemlage sowie hinsichtlich der Struktur der jeweiligen Generationenbeziehungen und -verhältnisse anzupassen bzw. zu modifizieren ist.

Generationengerechtigkeit im Kontext der globalen Krise

Das gegenwärtige Verständnis von Generationengerechtigkeit ist zutiefst geprägt durch die Auseinandersetzung mit der globalen *ökologisch-sozialen* Krise, die spätestens seit dem Beginn der 70er-Jahre des 20. Jahrhunderts auf der politischen Agenda steht. Im Anschluss an den Bericht des Club of Rome *Die Grenzen des Wachstums* (*The Limits to Growth* 1972) und die erste UN-Umweltschutzkonferenz in Stockholm (1972) zeigt sich in den folgenden Jahrzehnten, dass mit der Veränderung des globalen Klimasystems, der Reduktion der Artenvielfalt, dem Verbrauch erschöpfbarer Ressourcen, der Belastung von Böden, Wasser und Luft sowie dem Einsatz von Risikotechnologien die Gefährdungsstruktur der Welt die Existenzbedingungen *künftiger* Generationen in Frage stellen. Der so genannte „Brundtland-Bericht“ *Our Common Future* (1987) der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung stellt

den inneren substanziellen Zusammenhang von Generationengerechtigkeit und nachhaltiger Entwicklung (*sustainable development*) her, wenn er diese definiert als „[...] Entwicklung, die die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne zu riskieren, daß künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können.“⁶ Mit der Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro (1992), dem so genannten „Erdgipfel“, erlangt jenes Konzept des *sustainable development* internationale Anerkennung als *das* Leitbild für politisches Handeln, das unter der Rücksicht der Generationengerechtigkeit die ökologischen, ökonomischen und sozialen Faktoren gesellschaftlicher Entwicklung zu integrieren sucht.

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland und die Deutsche Bischofskonferenz entwerfen im ökumenischen Wort „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“⁷ (1997) Nachhaltigkeit erstmals als Leitbild und Prinzip in einem Text der Kirchen. Das so genannte „Gemeinsame Wort“ betont dabei die zeitliche Einschränkung von Solidarität und Gerechtigkeit, so dass im Sinne eines ökologischen Strukturwandels die Politik nicht nur die Interessen, Bedürfnisse und Rechte der heute Lebenden, sondern auch der künftigen Generationen zu berücksichtigen hat: „Die Solidarität bezieht sich nicht nur auf die gegenwärtige Generation; sie schließt die Verantwortung für die kommenden Generationen ein. Die gegenwärtige Generation darf nicht auf Kosten der Kinder und Kindeskiner wirtschaften, die Ressourcen verbrauchen, die Funktions- und Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft aushöhlen, Schulden machen und die Umwelt belasten. Auch die künftigen Generationen haben das Recht, in einer intakten Umwelt zu leben und deren Ressourcen in Anspruch zu nehmen.“ (Nr. 122) Als eine Fortführung und Vertiefung der ökologischen Aspekte des gemeinsamen Wortes versteht sich die Schrift „Handeln für die Zukunft der Schöpfung“ (1998), die die Kommission VI der Deutschen Bischofskonferenz vorgelegt hat.⁸ Zentral für die christliche Perspektive im Umgang mit der ökologischen Krise ist die schöpfungstheologische Verortung und eine darin gründende anthroporelationale Ausrichtung des Leitbildes nachhaltiger Entwicklung. Als ethische Explikation dient hier der Schlüsselbegriff der Verantwortung, die der Mensch vor Gott, für sich selbst, für seine soziale Mitwelt und für seine naturale Umwelt zu übernehmen hat. Die vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz herausgegebenen aktuellen Expertentexte „Der Klimawandel: Brennpunkt globaler, intergenerationeller und ökologischer Gerechtigkeit“ (2006) und „Der Schöpfung verpflichtet. Anregungen für einen nachhaltigen Umgang mit Energie“ (2011) verdeutlichen, dass Generationengerechtigkeit nie isoliert, sondern ausschließlich in einem engen Verbund mit anderen ethischen Postulaten steht.⁹ Der Expertentext „Der Klimawandel“ formuliert diesen Zusammenhang wie folgt: „Die vorrangige *Option für die Armen, Schwachen, Benachteiligten und Nichtbeteiligten* ist ein Wesenskern des christlichen Glaubens. Deshalb ergreift die Kirche – um der vorenthaltenen oder bedrohten Gerechtigkeit willen – solidarisch Partei für Gottes Schöpfung und für die Opfer des Klimawandels, insbesondere für Arme, Alte, Kranke, Kinder, Ungeborene und die kommenden Generationen und unterstützt deren Belange in den öffentlichen Aushandlungsprozessen. Denn der Klimawandel und seine Folgen bedrohen grundlegende

Menschenrechte der jetzt lebenden und kommenden Generationen: das Recht auf Leben, das Recht auf physische und psychische Unversehrtheit sowie auf Gesundheit, das Recht auf Nahrung, auf menschenwürdige (Erwerbs-)Arbeit, auf soziale Sicherheit und Eigentum sowie das Recht auf eine intakte Umwelt.“ (Der Klimawandel Nr. 40) Somit wird eine faire und sozial ausgewogene Verteilung von Gütern, Chancen und Rechten angestrebt, die den Kriterien eines globalen Gemeinwohls ebenso genügen muss, wie den Ansprüchen künftiger Generationen. Für die Lösung der globalen ökologisch-sozialen Krise sind also tatsächlich alle Forderungen sozialer Gerechtigkeit aufzugreifen und im Sinne der Generationengerechtigkeit hinsichtlich ihrer synchronen *und* diachronen Dimensionen auszulegen.

01 L. Leisering, Sozialstaat und demographischer Wandel. Wechselwirkung – Generationenverhältnisse – politisch-institutionelle Steuerung (= Forschungsberichte des Instituts für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik [IBS] Universität Bielefeld Bd. 17), Frankfurt/M. – New York 1992, 47.
02 Vgl. K. Mannheim, Das Problem der Generationen, in: ders., Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, eingel. u. hrsg. v. K. H. Wolff, Berlin 1964, 509–565.
03 Vgl. F. Schleiermacher, Texte zur Pädagogik. Kommentierte Studienausgabe, Bd. 2, hrsg. v. M. Winkler/J. Brachmann, Frankfurt/M. 2000, 7–72.
04 Vgl. K. Lüscher/L. Liegle, Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft, Konstanz 2003, 51–60.

05 U. Beck, Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit, Frankfurt/M. 2007.
06 V. Hauff (Hrsg.), Unsere gemeinsame Zukunft. Der Brundtland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung, Greven 1987, 46.
07 Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit. Wort des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland, hrsg. v. Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland und v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (= Gemeinsame Texte Bd. 9), Hannover – Bonn 1997.

08 Handeln für die Zukunft der Schöpfung, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen Bd. 19), Bonn 1998.
09 Der Klimawandel: Brennpunkt globaler, intergenerationeller und ökologischer Gerechtigkeit. Ein Expertentext zur Herausforderung des globalen Klimawandels, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen/Kommission Weltkirche Bd. 29), Bonn 2006, 22007; Der Schöpfung verpflichtet. Anregungen für einen nachhaltigen Umgang mit Energie, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Arbeitshilfen Bd. 245), Bonn 2011.

Harald Künemund

Alternde Gesellschaft und Generationengerechtigkeit

Generationengerechtigkeit – dieses Modewort klingt derart positiv, dass sich jeder Versuch der Gegenrede beinahe von selbst verbietet. Sollte da etwa jemand etwa der Ungerechtigkeit das Wort reden wollen? Andererseits – Argumente müssen diskutiert und überprüft werden, will man nicht Ideologien aufsitzen. Und in der Tat führt offenbar nicht jede Maßnahme, die heute mit dem Verweis auf Generationengerechtigkeit empfohlen wird, tatsächlich zu mehr Generationengerechtigkeit, sondern manchmal im Gegenteil zu neuer Ungerechtigkeit, so dass ein genauerer Blick auf diese Positionen angeraten scheint.

Zunächst einmal kann man vermuten, dass das Verhältnis zwischen den Generationen – von Ausnahmen abgesehen – schon immer problematisch und konfliktreich war. Angeblich hat schon Sokrates vor mehr als 2.000 Jahren über die Jugend geklagt, diese habe keinen Respekt vor älteren Menschen, schlechte Manieren und verachte die Autorität. Dass nun in den letzten Jahrzehnten immer häufiger von Ungerechtigkeiten, ja sogar von Kriegszuständen zwischen den Generationen die Rede ist, überrascht daher etwas. Aber während sich die Auseinandersetzungen z. B. gegen Ende der 60er Jahre als Problem der blockierten Modernisierung oder der zunehmenden Geschwindigkeit des gesellschaftlichen Wandels – dem Entstehen einer Jugend, der die Älteren kein Vorbild mehr sein können, weil ihre Orientierungen gewissermaßen veraltet sind¹ – interpretieren ließen, geht es bei der heutigen Diskussion eher um einen Verteilungskonflikt zwischen Geburtsjahrgängen unterschiedlicher Größe. Zumindest vorgeblich. Eine knappe Skizze mag dies verdeutlichen.

Die gierige Generation: Verschwörungstheorien

Im Gefolge der Rentenreform von 1957 hat sich der Lebensstandard der Älteren schrittweise gehoben; Benachteiligungen aufgrund des Alters wurden abgebaut, die Altersarmut wurde zurückgedrängt. Seit Ende der 80er Jahre ist die Position der Älteren in der Öffentlichkeit jedoch deutlich schlechter geworden. Jörg Tremmel z. B. – Mitbegründer der „Stiftung für

Dr. phil. habil. Harald Künemund, Dipl.-Soz. (harald.kuenemund@uni-vechta.de), geb. 1958 in Berlin, Prof. für Forschungsmethoden am Institut für Gerontologie der Universität Vechta. Anschrift: Drieverstraße 22, D-49377 Vechta. Veröffentlichungen u. a.: (zus. mit M. Szydlik) (Hrsg.), Generationen – Multidisziplinäre Perspektiven, Wiesbaden 2009.

die Rechte zukünftiger Generationen“ – sieht eine Altenlobby am Werk, die die Zukunftschancen der Jüngeren ruiniert, malt das Schreckensbild einer „Diktatur der Senioren und Senilen“² an die Wand und fordert deshalb die Abschaffung der Seniorenbeiräte und eine generelle Senkung der Renten. Und er steht da ganz und gar nicht allein. Den Hintergrund für diese Diskurse bildet eine Debatte über „intergenerationelle Gerechtigkeit“, die zunächst vor allem in den USA geführt worden ist.³ Dort wurde behauptet, die Älteren hätten sich auf Kosten der nachfolgenden Generationen unrechtmäßig bereichert und würden heute vom Wohlfahrtsstaat unverhältnismäßig begünstigt: Der Wohlstand der heutigen Rentner und Pensionäre gehe zu Lasten enormer ökonomischer Folgekosten (Arbeitslosigkeit durch zu hohe Lohnnebenkosten, Kinderarmut, Staatsverschuldung) und ökologischer Schäden (hemmungslose Ausbeutung der Ressourcen, Umweltzerstörung), die vor allem die jüngeren Generationen treffen. Die Älteren würden sich derweil geruhsam in eine sozial abgefederte Konsumentenrolle zurückziehen und „in schmucken Ferienhäusern am Mittelmeer“ überwintern.⁴ Die „Wohlfahrtsbilanz über den gesamten Lebenslauf“⁵ sei somit ungerecht zwischen den Generationen verteilt. Manchmal wird dahinter im Sinne einer Verschwörungstheorie ein organisierter kollektiver Egoismus der heutigen Älteren vermutet – schließlich sei es genau diese Generation, die den Ausbau des Sozialstaats durchgesetzt und sich kürzlich mit der Pflegeversicherung auch noch eine „Erbschafts-Erhaltungsversicherung“⁶ bewilligt habe, ohne dafür je eingezahlt zu haben: Eine „gierige Generation“⁷ verbaue nachfolgenden Generationen ihre Zukunft.

Das Argumentationsmodell ist relativ erfolgreich – zumindest hört man derlei Töne immer häufiger. Dabei gehen allerdings die Begriffe und Befunde oft gewaltig durcheinander, und bei genauerer Betrachtung sind abgewogenere und z. T. auch gänzlich andere Schlussfolgerungen näher liegend. Ich möchte an dieser Stelle die Begriffe Alter und Generation etwas genauer in den Blick nehmen, um eine vorsichtiger Einschätzung zu den Generationenbeziehungen geben zu können.

Alter: Zeiteinheit oder gesellschaftliches Konstrukt?

Beide Begriffe sind mehrdeutig und unscharf. Im Alltag bereitet dies keine größeren Probleme, die Begriffe scheinen im Gegenteil sogar gänzlich unproblematisch. Das Alter z. B. ist in modernen Gesellschaften eine allgegenwärtige Größe. Neben rechtlichen Regelungen – etwa zum Beginn der Schulpflicht, der Volljährigkeit, der Berechtigung zum Führen von Fahrzeugen oder dem Bezug von Altersrenten – existieren zahlreiche Normen und Regeln, wie man sich altersgemäß zu verhalten habe. Zugleich werden regelmäßig individuelle Merkmale mit entsprechenden Durchschnittswerten anderer Personen ähnlichen Alters verglichen – z. B. schulische Leistungen oder gesundheitliche Beeinträchtigungen – und Kollektive hinsichtlich ihres Durchschnittsalters bewertet – z. B. Fußballmannschaften, Beschäftigte in einem Unternehmen oder ganze Bevölkerungen. Schließlich werden jährlich viele wiederkehrende Ereignisse gefeiert, u. a. auch Geburtstage, so dass im Prinzip heute jeder Mensch ständig sein eigenes Alter kennt. Das Alter selbst

scheint dabei eine natürliche Gegebenheit zu sein, eine Naturtatsache sozusagen. Dass dies nicht der Fall ist, sondern Alter vielmehr als eine soziale Konstruktion betrachtet werden muss, machen aber historische und interkulturelle Vergleiche sehr schnell deutlich – zu anderen Zeitpunkten und in anderen Gesellschaften existierten mitunter gänzlich andere Altersnormen, Altersgrenzen, oder auch Messinstrumente für das Alter. Das Alter ist also gesellschaftlich „konstruiert“. Heute sind wir – zumindest in den meisten Ländern – gewohnt, das Alter in Jahren zu messen, mithin also an den Umdrehungen der Erde um die Sonne abzuzählen. Dennoch sind die Jahre – entgegen dem völlig selbstverständlichen Gebrauch im Alltag – eine weitgehend ungeeignete „Maßeinheit“ für das menschliche Alter. Dies ist eigentlich auch wohlbekannt: Jeder kennt jemanden, der für sein Alter noch sehr jung ist, oder eben auch sehr alt. Der Kalender und die Sonnenjahre vermögen ganz offensichtlich nicht in jeder Hinsicht angemessen abzubilden, was mit „Alter“ eigentlich gemeint ist. Aber was ist eigentlich damit gemeint? Oftmals werden z. B. biologisches, psychisches und soziales Alter unterschieden:⁸ Biologisches Alter kann dabei die Entwicklungsstadien des Organismus zwischen Geburt und Tod bezeichnen – z. B. Wachstum und Zerfall von Zellen –, psychisches Alter diejenigen der kognitiven Entwicklung, Reife und Weisheit, oder schlicht: wie alt man sich fühlt, soziales Alter schließlich den Ort der Person im gesellschaftlich gegliederten Lebenslauf, d. h. ihre Zugehörigkeit zu einer der gesellschaftlich abgegrenzten Altersphasen und Altersgruppen.

Aber wie auch immer man dies bewerten mag, im Lichte solcher Überlegungen liest sich die bereits erwähnte Forderung von Philipp Mißfelder etwas anders: Nach 85 Umdrehungen der Erde um die Sonne sollen keine künstlichen Hüftgelenke mehr auf Kosten der Solidargemeinschaft bewilligt werden. Damit würden dann neue soziale Ungleichheiten in Abhängigkeit von Planetenkonstellationen eingeführt, was ziemlich antiquiert und wenig aufgeklärt anmutet. Aber die Probleme dieser Forderung gehen noch tiefer, sobald man auch den Begriff der Generation in ähnlicher Weise problematisiert.

Generation: Biografische oder kulturelle Zugehörigkeit?

Zunächst einmal lassen sich zwei sehr verschiedene Bedeutungen des Begriffs „Generation“ unterscheiden. Diese Bedeutungen sind in gewisser Hinsicht einander diametral entgegengesetzt, so dass ihre fraglose Verwendung im Alltag eigentlich mindestens ebenso überraschen müsste wie die Verwendung der Planetenkonstellationen zur Messung individuellen oder gesellschaftlichen Alters: Eigentlich müsste man ständig fragen was denn mit diesem Begriff nun gemeint sein soll. Im einen Fall nämlich wechselt die individuelle Generationenzugehörigkeit im Lebenslauf – z. B. im Familienkontext vom Kind zum Eltern- und zum Großelternanteil (sofern weitere Kinder folgen). Zwar bleibt man zeitlebens Kind seiner Eltern, aber die dominante Rolle im Sinne der Generationenzugehörigkeit verändert sich im Lebenslauf: Man ist zunächst ein Angehöriger der jungen, dann der mittleren und später der älteren Generation. Ein derartiger Wechsel der Generati-

onenzugehörigkeit ist auch für den sog. „Generationenvertrag“ typisch, in dem die jeweils mittlere Generation für die anderen Generationen aufkommen soll – z. B. der Wechsel vom Beitragszahler zum Leistungsempfänger der Rentenversicherung. Bei einer solchen Definition des Begriffs können dann Generationenkonflikte einerseits zwischen Familienangehörigen unterschiedlichen Alters, andererseits auf gesellschaftlicher Ebene als Konflikte zwischen Alt und Jung thematisiert werden. Man sollte daher vielleicht in diesem Fall auch besser von Altersgruppen statt von Generationen sprechen.

Im anderen Fall bleibt die individuelle Generationenzugehörigkeit im Lebenslauf dagegen konstant, man wechselt die Generationenzugehörigkeit genau nicht. Dies ist beispielsweise bei den Angehörigen der „68er“ oder der Kriegsgeneration der Fall – diese Generationenzugehörigkeit geht nicht bei Erreichen eines bestimmten Alters verloren, sondern die Angehörigen einer Generation altern kollektiv. Daher könnte vielleicht in diesem Fall besser der aus der Demografie bekannte Begriff der Kohorte verwendet werden: Mit diesem technischen Begriff lassen sich Personen statistisch zu Aggregaten zusammenfassen und hinsichtlich ihrer früheren oder weiteren Entwicklung betrachten, die von einem Ereignis innerhalb eines zu spezifizierenden Zeitraums betroffen sind. Der damit verbundene Verlust an Präzision kann jedoch ganz erheblich sein und zu problematischen Schlüssen führen. 68er waren nicht alle Mitglieder der um 1940 geborenen Kohorte, und ebenso sind nicht alle je nach Geburtsjahrgang irgendwie Gewinner oder Verlierer.

Fazit: Die Relevanz von Ungleichheiten

Die Rahmung der genannten Probleme als „Generationenkonflikt“ oder „Altersklassenkampf“ verdeckt letztlich – sei es beabsichtigt oder nicht – die Relevanz „traditioneller“ sozialer Ungleichheiten. Beispielsweise können nicht alle Älteren im sonnigen Süden überwintern, nicht alle haben die Umwelt gleichermaßen vernachlässigt. Auch sind es nicht nur Ältere, die Zweitwohnungen im Ausland besitzen, und es sind nicht sie, die heute z. B. Giftmüll in die Dritte Welt exportieren. Die Fragen, wer ungerecht belastet wird, wer sich eine private Altersvorsorge leisten kann usw. kommen jedoch nicht recht in den Blick, wenn von Generationen die Rede ist. Auch bleibt unberücksichtigt, was der Wohlstand der heute Jüngeren – den im Durchschnitt die heute Älteren in ihrer Jugend ja überwiegend nicht hatten – mit den Leistungen der heute älteren Generation zu tun hat, ob und in welcher Hinsicht die immense Verschuldung die Zukunftschance zukünftiger Kohorten – und genauer: welcher Teile dieser Kohorten – behindert, und in welcher Hinsicht dem Sicherheiten gegenüberstehen – z. B. Liegenschaften der Gebietskörperschaften, oder den Schulden entsprechende Forderungen z. B. in Form von Bundesschatzbriefen, die ja ebenfalls „vererbt“ werden.⁹

Natürlich kann man fragen, ob eine Kohorte – trotz steigendem gesamtgesellschaftlichen Reichtum und überwiegendem Wirtschaftswachstum – im Schnitt schlechter abschneidet als eine andere, den Gründen für diese Entwicklung nach-

spüren, und darauf gestützt Handlungsempfehlungen geben. Im genannten Beispiel von Philipp Mißfelder scheint das vordergründig sogar der Fall. Aber in den Maßnahmen, etwa bei der Forderung nach Altersgrenzen für bestimmte medizinische Leistungen, wird nicht auf Kohorten, sondern auf Altersgruppen abgehoben – hier werden die beiden unterschiedlichen Bedeutungen des Generationenbegriffs verwechselt. Der bislang gültige Grundsatz, niemand solle aufgrund seines Alters benachteiligt werden, wird aufgegeben, um für einige Geburtskohorten vermeintliche Nachteile auszugleichen, wobei dann auch solche Kohorten unter diesen mit Planetenkonstellationen begründeten Altersgrenzen leiden müssten, deren vorgebliche Benachteiligung mit der Maßnahme angeblich beseitigt werden sollte: Unter diesen Altersgrenzen würden auch die geburtschwachen Jahrgänge leiden, wenn die „Alterslast“ der geburtenstarken Jahrgänge längst Geschichte ist. Und man hat vielleicht auch schon die Rentenversicherung demontiert und dabei übersehen, dass die wohlfahrtsstaatliche Umverteilung von den Erwerbstätigen zu den Rentnern und Pensionären bislang Freiräume und Ressourcen bereitstellt, die u. a. durch ehrenamtliche Tätigkeiten, Pflege, (Enkel-)Kinderbetreuung, informelle Unterstützungsleistungen und finanzielle Transfers in der Familie auch den Jüngeren wieder zugutekommen. Eine schlechtere Absicherung im Alter könnte dagegen z. B. die Notwendigkeit einer finanziellen Unterstützung der alten Eltern wieder auf die Tagesordnung setzen. Damit würden – wie wir an anderer Stelle ausführlicher theoretisch argumentiert haben¹⁰ – die Generationenbeziehungen insgesamt erheblich stärker belastet, als dies von den Protagonisten eines schlankeren Staates derzeit vermutet wird. Es fällt ebenfalls schwer, hier eine im Durchschnitt benachteiligte Kohorte zu identifizieren – es könnten aber auch genau jene sein, in deren vorgeblichem Interesse die Sozialleistungen abgebaut wurden.

01 Vgl. hierzu M. Mead, *Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild*, Olten 1971.

02 J. Tremmel, *Der Generationsbetrug. Plädoyer für das Recht der Jugend auf Zukunft*, Frankfurt/M. 1996, 60.

03 Vgl. hierzu bspw. S. Preston, *Children and the elderly: Divergent paths for America's dependents*, in: *Demography* 21 (1984), 435–457.

04 Vgl. H. Schreiber, *Das gute Ende. Wider die Abschaffung des Todes*, Reinbek 1996, 93.

05 C. Conrad, *Arbeit, Ruhestand und Gerechtigkeit zwischen den Generationen*, in: *Sozialer Fortschritt* 37 (1988), 217–220, hier 219.

06 K. Spieß/C. Wagner, *Humanienleistung „Pflege“ in der al-*

ternden Gesellschaft. Re-Regulierung statt De-Regulierung, in: H.-U. Klose (Hrsg.), *Altern hat Zukunft. Bevölkerungsentwicklung und dynamische Wirtschaft*, Opladen 1993, 286–308, hier 291.

07 B. Klöckner, *Die gierige Generation. Wie die Alten auf Kosten der Jungen abkassieren*, Frankfurt/M. 2003.

08 Vgl. ausführlicher: M. Kohli/H. Künemund, *Gegenwart und Zukunft der Generationenbeziehungen*, in: M. Kohli/H. Künemund (Hrsg.), *Die zweite Lebenshälfte - Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*, Wiesbaden ²2005, 337–367.

09 Vgl. I. Becker/R. Hauser, *Soziale Gerechtigkeit – eine Standortbestimmung*, Berlin 2004, 108ff.

10 Vgl. H. Künemund/M. Rein, *There is more to receiving than needing: Theoretical arguments and empirical explorations of crowding in and crowding out*, in: *Ageing and Society* 19 (1999), 93–121; H. Künemund, *Intergenerational relations within the family and the state*, in: Ch. Saraceno (Hrsg.), *Families, ageing and social policy – Intergenerational solidarity in European welfare states*, Cheltenham 2008, 105–122.

Felix Ringel

Generationengerechtigkeit in Ostdeutschland

Über sozialen Zusammenhalt in Zeiten demografischen Wandels

Es ist Mittwochabend, nach 20 Uhr, in einer kleinen Turnhalle am Rande der Hoyerswerdaer Altstadt. Hoyerswerda ist ein mittelgroßes Städtchen im Osten der Republik, das Herz des Lausitzer Braunkohlreviers, zukünftig auch des daraus entstehenden Lausitzer Seenlandes. Die Turnhalle der ehemaligen Juri-Gagarin-Oberschule ist im Zusammenhang mit dem Bau der 2. Sozialistischen Modellstadt der DDR, der Neustadt, für die damals stolzen Berg- und Energiearbeiter entstanden. Es riecht etwas muffig, aber dadurch lassen sich die gut 50 Tanzhungrigen nicht stören.

Generationentanz

Man probt für die Fortsetzung des soziokulturellen Tanzprojektes “Eine Stadt tanzt”. Letztes Jahr waren es schon über 40 Teilnehmer, welche die schwierige Geschichte und Gegenwart ihrer Heimatstadt für ein restlos begeistertes Publikum vertanzten. Dieses Jahr sind es über 70. Nicht alle schaffen es zu den drei Trainingseinheiten pro Woche. Doch gerade die Rentner unter den Laientänzern mussten sich erstaunlich viel zu, zum Beispiel die ehemalige Klassenlehrerin des Projektleiters und Choreografen Dirk Lienig. Nach Jahren der Weltenbummelei in seine Heimatstadt zurückgekehrt, spornt Dirk nun schon im zweiten Jahr die Frauen an, die ihm früher die schulischen Leviten gelesen hat. Mit ihrem Alter von Anfang 60 Jahren ist sie jedoch bei weitem nicht die älteste Rhythmusbegeisterte. Die Altersspanne geht bis Mitte 70 – und fängt bei unter 10 Jahren an. Die Premiere naht. Jetzt durchhalten – das schuldet man seinen neugewonnenen Freunden.

Einen Aufsatz über Generationengerechtigkeit in einer muffigen Turnhalle eines ostdeutschen Städtchens zu beginnen, mag überraschen. Weiß man jedoch, dass Hoyerswerda in den letzten vier Jahrzehnten von der jüngsten zur ältesten Stadt Deutschlands geworden ist, scheint dieser Blick genau richtig. Hier wird nicht

nach neuen Gesellschaftsverträgen und demografisch austarierten Umverteilungsmechanismen gesucht. Die Hoyerswerdaer stellen einfach nur ganz grundlegende Fragen nach menschlichem Miteinander und gemeinsamer Lebensgestaltung – und versuchen diese gleich in praktischer Form zu beantworten. Ein bewusst generationenübergreifendes Tanzprojekt zu zwingenden Problemen unserer Gesellschaft ist eine von vielen beeindruckenden Antworten. In ihm wird keiner vom Dialog ausgeschlossen – selbst wenn das nicht mehr ganz so belastbare Knie oder die etwas behäbigere Hüfte ab und zu den vollen Einsatz verweigern. Man sieht, es kann schon klappen mit dem harmonischen, konstruktiven Zusammenleben verschiedener Generationen.

Was lernt man also von Deutschlands am schnellsten alternder und schrumpfender Stadt? Es geht mir nicht um einen idealisierten Entwurf sozialer Harmonie oder utopische Glorienbilder konfliktloser Gesellschaftsmodelle. Im Gegenteil: Unsere heutigen Vorstellungen von menschlicher Vergemeinschaftung haben sich über Werte wie Freiheit und Demokratie gerade der Anerkennung unterschiedlicher Interessen und deren konsequenter institutionalisierter Aushandlung verpflichtet. Die Frage nach Generationengerechtigkeit folgt diesem Vorsatz nur zögerlich. Zudem finden sich in den Medien zum Thema demografischer Wandel eher Schreckensbilder und Vorurteile als komplexe Abhandlungen zur eigentlichen Problematik: wie wir unsere Gesellschaft gerecht und nachhaltig organisieren wollen. Beide Bestandteile des Begriffes Generationengerechtigkeit bedürfen daher genauerer Erklärung.

Keine Generationen und kein Konflikt

Anthropologisch machen pseudo-natürliche Grenzziehungen wie „Generation“ analytisch kaum Sinn. Die Erkenntnis, dass sowohl dem Alter und damit verbundenen Fähigkeiten, Pflichten und Rechten als auch den jeweils prägenden biografischen Erfahrungen entsprechend Menschen im Vergleich zueinander unterschiedlich im sozialen Gefüge positioniert sind, lässt sich kaum in homogene Gruppen übersetzen. Dafür ist jede dieser Gruppen intern viel zu heterogen. Man braucht den Kampf der Generationen also nicht auszuruhen. Die gebrechlichen Alten fressen dem Rest der Gesellschaft nicht die Haare vom Kopf und die Jüngeren saufen sich auch nicht nur faul und vergnügungssüchtig ins Koma. Die attestierte Gefährdung der sozialen Sicherungssysteme sollte deshalb nicht primär als Generationenkonflikt verstanden werden, in dem sich Rentner (oder so unsägliche Stereotype wie arbeitsfaule Langzeitstudenten, Hartz-IV-Empfänger und Asylbewerber) und die arbeitstätige Bevölkerung wütig gegenüberstehen. Kein Wunder, dass viele fordern, die gesellschaftliche Umverteilung nicht auf Basis der Lohnarbeit, sondern durch das allgemeine Bürgergeld zu organisieren.

Doch das brächte wohl Probleme mit dem zweiten Teil dieses Unwortkandidaten: Gerechtigkeit. Denn auch Gerechtigkeit entbehrt einer klaren

Felix Ringel, MPhil
(Social Anthropology)

(fr247@cam.ac.uk),
 geb. 1981 in Berlin,
 Doktorand (Social Anthropology) an der University of Cambridge (Großbritannien).
 Anschrift: Sidney Sussex College, Sidney Street, CB2 3HU, Cambridge (Großbritannien).
 Veröffentlichung u. a.:
 Hoytopia allerorten?
 Von der Freiheit zu bleiben, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 30/31 (2010), 40–46.

Definition. Im Konflikt zwischen den Generationen wird Gerechtigkeit leider nur vis-à-vis der Rechte der anderen Gruppen verstanden, welche demnach als Gegner anstatt als Verbündeter gedacht werden. Die Frage nach Gerechtigkeit lässt sich jedoch nicht mit dem Verweis auf verschiedene Altersgruppen beantworten. Wie auch immer verschiedene Interessen verschiedener Bürgerinnen und Bürger eines Gemeinwesens gehört und gewichtet werden: die Frage nach der Solidarität stellt sich stets neu und grundsätzlich. Wie gerecht soll unsere Gesellschaft sein? Und wer trägt die Verantwortung, zwischen den verschiedenen Interessen zu vermitteln? Der Markt, der Staat, beide oder die ominöse Zivilgesellschaft? Es geht nicht darum, wer mehr oder weniger gerecht am Ende dieses Aushandlungsprozesses behandelt wurde, sondern wie wir uns in unserer Gesellschaft miteinander in Beziehung setzen wollen und welche Rolle dabei Gerechtigkeit und Solidarität spielen.

Demografischer Wandel und Angst vor Überalterung

Was hat das nun mit Hoyerswerda zu tun? Hier ist es wie in weiten Teilen Ostdeutschlands in den Jahren nach der Wiedervereinigung zu dramatischen Bevölkerungsverwerfungen gekommen. Hoyerswerda hatte Anfang der 1990er Jahre noch knapp 70.000 Einwohner. Mittlerweile ist die Zahl um über die Hälfte auf ca. 35.000 gesunken. Die Stadt entleert sich weiter durch Wegzug – immer „der Arbeit nach“. Dieser einmalige Exodus von vor allem jungen, gut ausgebildeten Menschen wird in naher Zukunft, so befürchtet man, in seiner Bedeutung noch übertroffen werden durch die natürlichen Todesfälle einer stark alternden Bevölkerung. Während Hoyerswerda in den späten 1960er Jahren noch mit einem Altersdurchschnitt von 27 Jahren die jüngste Stadt des damals geteilten Deutschlands war, hat sich dieser heute auf knapp 50 Jahre erhöht. Das örtliche Shopping-Center trägt nicht umsonst den Spitznamen Rentnertunnel. Auch konnte das ursprünglich in der Aufbauphase der Neustadt als Altersheim geplante, dann aber aus Bedarfsgründen als Geburtsklinik genutzte Gebäude in der Nachwende-Zeit wieder seiner ursprünglichen Nutzung zugeführt werden. Doch nicht nur Hoyerswerda – ganz Deutschland altert. Dresden, die nahe und prosperierende Elbmetropole, hat trotz aller Universitäten und Alternativkulturen einen fast ebenso hohen Altersdurchschnitt.

Eine Stadt mit einer älteren Bevölkerung muss nicht unbedingt zum tristen Rollator-Mekka werden. Hoyerswerda ist dafür ein hervorragendes Gegenbeispiel. Ich brauche hier nicht im Detail auf die über 400 ehrenamtlichen Vereine und das vielfältige sozio-kulturelle Leben vor Ort eingehen. Auch die Senioren-Akademie, der seit über 40 Jahren rege Hoyerswerdaer Kunstverein, die Spätlese Seniorengruppe, der Nachbarschaftshilfverein oder die sich großer Beliebtheit und Zuwachs erfreuende Sektion Seniorensport des örtlichen Sportbundes sollen nur kurz genannt werden. Sie alle zeigen, dass Rentner- oder Senior-Sein heutzutage anders gedacht werden muss. Andreas Dresen wurde vor ein paar Jahren für seinen Film „Wolke 9“ gerade dafür gelobt. Er sei mit dieser gefühlvollen Darstellung des

Fremdverliebens einer über 60-Jährigen einer der ersten gewesen, der Sexualität im Alter thematisiert habe. Der Film erfreute sich auch in Hoyerswerda großer Beliebtheit. Einhellige Meinung nach der nachmittäglichen Seniorenvorführung: „Wie im wahren Leben!“. Eine besonders kesse Zuschauerin habe ich danach noch öfters mit ihrem Mann scherzen hören „Wenn Du nicht aufpasst, dann mache ich Dir auch bald Wolke 9“. Das ist natürlich kein Argument für oder gegen die Rente ab 69. Eine derartige Anekdote soll eher Vorurteile abbauen – in diesem Fall gegenüber den Senioren, gleiches gilt aber auch für die Jugend – und neue generationenspezifische Rollenbilder und Selbstverständnisse entwerfen.

Miteinander!

Wenn wir derlei Vorurteile überwinden, können wir uns dem Thema Generationengerechtigkeit anders nähern. Der demografische Wandel erzwingt, dass wir gesellschaftliches Miteinander überdenken und neue, zukunftsfähige, und gerechte Lösungen finden – jenseits des vermeintlich erbitterten Kampfes zwischen den Generationen. Vielleicht können unsere heutigen Generationenverträge wirklich nicht mehr für die gewünschte Umverteilung auf Lohnarbeit basieren. Der Traum von Vollbeschäftigung bleibt trotz neuen deutschen Wirtschaftswunders Illusion. Das ist aber kein Generationenproblem und sollte dementsprechend auch nicht als solches behandelt werden. Irgendwo, wird man einwerfen, muss das Geld jedoch herkommen. Richtig. Auch Hoyerswerda verliert zunehmend an finanzieller Unterstützung. Es ist gezwungen, sich seit 20 Jahren immer wieder neu zu erfinden. Anstatt reiner Jugendprojekte macht man im örtlichen soziokulturellen Zentrum, der KulturFabrik, eben alles generationenübergreifend. Nur so kann ein reichhaltiges Angebot vor Ort aufrechterhalten werden. Noch weitere neue Modelle menschlichen Miteinanders werden vor Ort ausprobiert: altersgerechtes Wohnen, Senioren-WGs, Mehrgenerationenhäuser, alterssolidarische Schrebergärten, Schüler-Computerkurse für Senioren, Generationenparks oder generationenübergreifende Kultur- und Kunstprojekte. Solche Ansätze sollten noch stärker unterstützt werden. So begegnet man nicht nur Nachwuchssorgen und ökonomischen Zwangslagen lokaler Vereine, sondern auch der weit verbreiteten Diskreditierung einzelner Bevölkerungsschichten.

Leben im Wandel

Die Turnhalle, mit der ich meine Ausführungen begonnen habe, wird samt Schule aller Voraussicht nach in zwei Jahren abgerissen. Denn folgt man den Prognosen, schrumpft Hoyerswerda weiter. Die Jugend zieht weg und die Bevölkerung altert. Bei allen Problemen, die diese Veränderungen mit sich bringen: Hoyerswerda wird deswegen nicht zum Trauerspiel des demografischen Wandels. Leben bleibt lebenswert. Man muss es nur richtig gestalten – als Bürger, Staat und Gemeinwesen. Die Parameter, die dafür die Zielrichtung umschreiben, sind keineswegs ge-

setzt. Anhand Hoyerswerdas sieht man, dass logistische, finanzielle, moralische und konzeptionelle Unterstützung für die Schaffung von generationenübergreifenden Kontaktmöglichkeiten unabdingbar sind. Der Bürger darf, geht es um Schrumpfung und demografischen Wandel, nicht allein gelassen werden. Jedes Labor braucht eine gute Ausstattung, braucht Freiräume für Kreativität und Spielraum zum Erarbeiten neuer Lösungen. Dafür muss man zuerst Probleme benennen, um sie dann mit vereinten Kräften anzugehen. In Hoyerswerda und weiten Teilen Ostdeutschlands ist man da schon ein paar Schritte weiter: Hier baut man infrastrukturell Städte altersgerecht um und stellen sich die Bürger neu auf – und in Beziehung zueinander. Man lernt, sich von etablierten Mustern zu verabschieden und neue Ideen einfach mal auszuprobieren. Wo sieht man sonst schon 4 Generationen ganz selbstverständlich auf einer Bühne das Schicksal ihrer Heimatstadt vertanzten? Die gute Nachricht aus Hoyerswerda: Es wird schon nicht so schlimm werden. Die schlechte Nachricht: Es bleibt noch viel zu tun. Fangen wir also an, uns über gemeinsame Lebensgestaltung und Prinzipien sozialen Miteinanders neu zu verständigen – bewusst über Altersunterschiede hinweg. Es geht um In-, nicht Exklusion. Damit lässt sich kein Abriss, kein Wandel verhindern, aber Neues aufbauen – sogar im Dreivierteltakt.

Marko Kuhn

Generationengerechtigkeit in Afrika

Demografischer Wandel mit umgekehrten Vorzeichen

Der augenfälligste Befund zum Thema „Generationengerechtigkeit in Afrika“ ist, dass eine solche Überschrift, ein solches Thema im öffentlichen Diskurs der Gesellschaften Subsahara-Afrikas gar nicht auftaucht. Im Hinblick auf soziale Sicherungssysteme etwa kommt der Suche nach einem funktionierenden Krankenversicherungssystem sehr viel mehr politische Bedeutung zu als die Suche nach der Altersvorsorge.

Während es – beispielsweise in Ghana – erste Versuche gibt, flächendeckend so etwas wie eine Basis-Gesundheitsversorgung für alle einzuführen¹, ist das Ergebnis von staatlich organisierter Altersvorsorge meist nicht mehr als ein so genannter „Golden Handshake“: Arbeitnehmer mit einem geregelten Arbeitsvertrag und Einkommen zahlen monatlich einen Teil des Gehalts in einen staatlichen Topf und erhalten pro geleistetem Jahr im Dienst eine bestimmte Summe, die zum Zeitpunkt des Ausscheidens aus dem Berufsleben als Einmalzahlung ausgeschüttet wird. Die Idee einer monatlichen Rente ist praktisch unbekannt und auch die Einmalzahlung ist zumeist so bescheiden, dass sie lediglich dazu ausreicht, damit eine bescheidene Investition zu tätigen. Davon abgesehen: Wer überhaupt über Jahre hinweg ein geregeltes Einkommen und somit Anspruch auf solch eine Zahlung hat, gehört zu einem privilegierten Teil der Gesellschaft. Dieser macht in den meisten Ländern Afrikas südlich der Sahara weniger als 10 % der Bevölkerung aus.

Zum Thema *Generationengerechtigkeit* ist weiterhin zu sagen, dass der Begriff der Gerechtigkeit ein modernes, der afrikanischen Tradition weitgehend fremdes Konzept bezeichnet. Traditionell liegt die Betonung sehr viel stärker auf Bitten und Gewähren von Bitten, auf dem Ersuchen der Gunst der Ältesten und anderer Autoritäten. Die Idee eines Rechts bzw. von Rechten, auf die man sich berufen kann und auf die man bestehen könnte wird noch immer weitgehend als fremd empfunden.

Dr. theol. Marko

Kuhn (kuhn@kaad.de), geb. 1971 in Ettenheim/Baden, Referatsleiter Afrika im Katholischen Akademischen Ausländer-Dienst (KAAD). Anschrift: Hausdorffstraße 151, 53129 Bonn. Veröffentlichung u. a.: (Hrsg.), *Facing Africa's Future in a Global Era: The Power of Higher Education and Research*, Bonn 2011.

Generationengerechtigkeit und der Respekt vor den Älteren

Und noch ein grundlegender Unterschied soll den Überlegungen zum Verhältnis der Generationen in Afrika vorangestellt werden: Wie in fast allen traditionell geprägten Gesellschaften ist auch in Afrika das Verhältnis der Generationen von einseitigem Respekt geprägt, den die Jungen den Alten gegenüber aufzubringen haben und gerne aufbringen. Das Stichwort „Generationengerechtigkeit“ taucht im gesellschaftlichen Diskurs in Deutschland aber vor allem dort auf, wo es Spannungen gibt. Die knapper werdenden Mittel in den Töpfen der sozialen Sicherungssysteme lösen die Frage aus, wie sie gerecht verteilt werden können und es tritt aufgrund der demografischen Gegebenheiten ein Konflikt zutage.

Solch ein Antagonismus, zumal wenn offen und öffentlich ausgetragen, ist in Afrika nur schwer denkbar und würde von den meisten Afrikanern als unanständig empfunden, weil er dem genannten Respekt vor der älteren Generation widerspricht.

Die sich wandelnde Rolle der vielen Jungen

Schon in den Bezeichnung „die Ältesten“ wird dieser große Respekt deutlich (engl. *Elders*, franz. *Anciens*, Swahili *Wazee*). In den traditionellen Stammesstrukturen Afrikas gingen Führungsanspruch und Entscheidungsgewalt immer einher mit Alter und Erfahrung.

Interessant wäre sicherlich die Frage, wie weit dieser Respekt vorherrschend bliebe, wenn die demografische Situation in Afrika der europäischen entspräche, die weit verbreitete Armut und Mangelernährung aber weiter bestünde. Solch ein Szenario bleibt aber Spekulation, zumal wir wissen, dass die tatsächliche demografische Lage nicht zufällig entstanden ist. Vielmehr geht weltweit die Zahl der Geburten dann zurück, wenn sich die wirtschaftliche Situation der betreffenden Menschen verbessert. Dies lässt sich auch in den afrikanischen Metropolen wie Lagos, Addis Ababa oder Nairobi beobachten: In der (zahlenmäßig immer noch sehr kleinen) Mittelschicht haben die Familien ebenso viele bzw. wenige Kinder wie in Mitteleuropa.

Somit liegt die Herausforderung für das Verhältnis der Generationen in Afrika also nicht darin, dass es so viele Alte gibt, die versorgt werden müssen, sondern dass die Zahl der Jungen Menschen so überaus groß ist. Die „mittlere Generation“, also die der Eltern hat sehr viel mehr damit zu kämpfen, den Kindern eine Perspektive zu bieten, als damit, die Großeltern zu pflegen. Verstärkt wird diese Herausforderung durch die Tendenz der Verstädterung und die den urbanen Zentren eigenen Fixierung auf monetären Verdienst. Die Ethnologin und Sozialpsychologin Claudia Roth hat am Beispiel einer Studie in Burkina Faso gezeigt, welche Frustration entstehen kann, wenn Kinder auch noch in einem Alter versorgt werden müssen, in dem eigentlich sie schon zu Versorgern der Eltern werden sollten.² Sie spricht von einem „inverted intergenerational contract“³, wenn Eltern mit dem Problem konfrontiert sind, dass ihre erwachsenen Kinder bei der Arbeitssuche in den Städ-

ten Burkina Fasos scheitern und somit immer weiter auf elterliche Unterstützung angewiesen sind. Dabei zeigt sich Frustration keineswegs nur auf Seiten der Eltern. Im sozialen Geflecht der traditionell geprägten Gesellschaft entsteht vielmehr für Eltern und Kinder eine beschämende Situation, die beide versuchen zu verbergen: Es ist nicht so, wie es eigentlich sein sollte und immer war, wie es „natürlich“ wäre.

Ein gegenteiliges Beispiel aus Uganda beschreibt David Kyaddondo ebenfalls unter den besonderen Bedingungen veränderter Sozialformen⁴: Wenn Kinder in jungen Jahren die Möglichkeit haben, einer Lohnarbeit nachzugehen, werden sie zu (Mit-)Versorgern der Familie und eben auch ihrer Eltern. Dies wäre vor dem Aufkommen einer Geld-Ökonomie nicht möglich gewesen und ist in Afrika vielerorts zu beobachten, ohne dass dabei automatisch ein Zwang auf die Kinder ausgeübt würde, wie dies weltweit bei Kinderarbeit leider oft der Fall ist. Gelingt es Kindern schon früh (frühe Jugend bis frühes Erwachsenenstadium), einer Erwerbsarbeit nachzugehen, steigt ihre Position/Wichtigkeit im Familienverband beträchtlich. Allerdings kommt in diesen Fällen das Stadium des (Mit-)Versorgers nach traditioneller Vorstellung zu früh, was wiederum zu eigenen Auseinandersetzungen führt. Im vorliegenden Fall aus Uganda geht es um Arbeit auf Reisfeldern, die es den Kindern und Jugendlichen ermöglicht, ihre eigenen Schulgebühren zu bezahlen, Mütter mit Geld zu versorgen oder sogar das von ihnen benötigte Brautgeld selbst zu bezahlen. Dabei ist im traditionellen Afrika das Brautgeld *die* klassische Form von materieller Versorgung, die Eltern für ihre Kinder aufbringen müssen, während *die* klassische elterliche Zahlung im modernen Afrika die Schulgebühren sind. Im von Kyaddondo beschriebenen Beispiel verschieben sich die sozialen Beziehungen, die eigentlich konstitutiv für das Verhältnis der Generationen waren und der Bruch der traditionellen Versorgungsstrukturen geht einher mit dem Verlust von Autorität und Respekt für die Eltern. Die Elterngeneration fürchtet um ihr Anrecht auf spätere Versorgung durch die Kinder, die eigentlich aus dem Reziprozitätsprinzip erwächst.

Reziprozität als Schlüsselbegriff

Damit ist das wichtigste Stichwort genannt, das das Verhältnis der Generationen in Afrika prägt: Reziprozität. Unter diesem Begriff ist es möglich das Teilen und weitergeben ebenso zu subsumieren wie der gegenseitige Ausdruck von Fürsorge, Achtung und Respekt. Der daraus resultierende ungeschriebene Vertrag zwischen den Generationen ist eine moralische Pflicht ebenso wie eine sinnstiftende Säule im Leben der Afrikanerinnen und Afrikaner.

Dabei ist zu beachten, dass sowohl im sozialen Geflecht der Großfamilie als auch in der weiteren (Stammes-)Gesellschaft das soziale Prestige stark davon abhängt, wie sehr das Individuum dieser moralischen Pflicht nachkommt. Die sichtbaren Resultate heben das gesellschaftliche Prestige und es gehört zu den wichtigsten und erfüllendsten Lebensaufgaben der Afrikanerinnen und Afrikaner, in diesem Zusammenhang eine positive Rolle zu spielen. Das klassische Beispiel eines sol-

chen sichtbaren Resultats ist das schöne, neue Haus für die alternde Mutter, denn es sind vor allem die Mütter, denen die erwachsenen Kinder solche Unterstützung zukommen lassen und häufig sind es auch die Mütter, die Entsprechendes fordern.

Dieser starke Drang der (erwachsenen) Kinder, nicht selten verbunden mit entsprechendem Druck der Eltern, führt immer wieder zu Konflikten innerhalb von trans-kontinentalen, also gemischt-kulturellen Ehen: Während der afrikanische Ehepartner seiner Rolle als materieller Versorger der Eltern zuhause nachkommen möchte⁵, geraten für den europäischen Partner die daraus resultierenden Transfers in Konkurrenz mit den Bedürfnissen der eigenen Nuklearfamilie und vor allem der Kinder. In Deutschland etwa kommen die erwachsenen Kinder normalerweise durch institutionell geregelte Zahlungen in die Rentenkasse ihrer Verpflichtung für die Generation vor ihnen nach, so dass hier der persönliche Bezug des materiellen Kümmerns um die Eltern im Ruhestand zumeist nicht notwendig ist. Ernsthaft ‚in die Tasche greifen‘ Menschen hierzulande also vorwiegend für die eigenen Kinder, während in Afrika die mittlere Generation sowohl für die Alten als auch für die Jungen tagtäglich finanziell aufkommen muss.

Somit ist in Bezug auf die Konfliktlinien des Generationenverhältnisses ein weiterer Faktor genannt, der unter den Bedingungen der Moderne für soziale Verschiebungen sorgt: Zum Aufkommen des monetären Wirtschaftens und der fortschreitenden Verstädterung kommen die besonderen Bedingungen hinzu, die durch Migration entstehen.

Zufluchtsort und Dankbarkeit

Traditionell ist Migration aufgrund von Arbeitsmöglichkeiten oder wegen Familienzusammenführung nicht Teil des Lebens in Afrika. Mit der Reziprozität zwischen den Generationen ist vielmehr eine räumliche Nähe verbunden, die das Zusammenleben fördert. Steven M. Albert und Maria G. Cattell beziffern den Anteil von Alten, die in afrikanischen Ländern allein leben, auf drei bis fünf Prozent.⁶ Dabei ist davon auszugehen, dass selbst diese wenigen nicht alleine leben/wohnen würden, wenn sie eine andere Wahl hätten. Demgegenüber stehen beispielsweise in den USA nur 13% der Alten, die im gleichen Haus wie ihre Kinder/Verwandten leben. Wer die Möglichkeit dazu hat, lebt alleine und genießt die so geschätzte Autonomie. Dabei haben viele ältere Menschen ihre Kinder und Enkel gerne in der Nähe, etwa in der Nachbarschaft oder zumindest in derselben Stadt. Von „intimacy at a distance“ ist die Rede.⁷

Erik Otieno Nyambedha beschreibt in einer Studie über Großmütter und ihre Enkel bei den Luo in West-Kenia genau dieses Zusammenleben in benachbarten Anwesen, wie es in der traditionellen afrikanischen Gesellschaft üblich war und häufig noch ist⁸: Das Teilen von besonderen Speisen mit den Enkeln brachte in der Luo-Großfamilie ein besonderes Verhältnis zwischen Großmüttern und Enkeln mit sich, was von Seiten der Enkel durch Hilfe im Haushalt und im Garten erwidert wurde. Desweiteren waren die Häuser der Großmütter immer auch besondere

Zufluchtsorte der Enkel, wenn diese Konflikte mit den Eltern hatten. Und wieder ist es eine tiefgreifende soziale Veränderung, die dieses besondere Verhältnis heute in vielen Fällen unmöglich macht: Eine große Zahl von Großmüttern muss heute auch die Rolle der Mutter übernehmen, weil die Eltern der Kinder an HIV/AIDS gestorben sind. Aus dem besonderen Verhältnis wird ein notwendiges und das Zerbrechen des „normalen“ sozialen Gefüges ist vor allem für die Großmütter schmerzhaft: Nie zuvor haben sie so eng mit ihren Enkeln zusammengelebt und trotzdem fühlen sie dadurch paradoxerweise durch eine weite Kluft getrennt. „The sharing of food, once a token of warm relations between grandmothers and their grandchildren, has now lost its charm and beauty and become a frugal part of day-to-day survival in a grim world.“⁹ Die Enkel sind auf die Großmütter angewiesen und die Großmütter erhoffen sich und erwarten eine Dankbarkeit, die sie häufig nicht bekommen. Beide Seiten fühlen sich von der jeweils anderen nicht verstanden, weil die Unterschiede zwischen den Generationen noch nie so extrem waren. Die Großeltern sind häufig Analphabeten, geprägt durch die kleinbäuerlich-ländliche Kultur. Die Enkel dagegen sind beeinflusst von englisch-/französischsprachiger Schulbildung, von urbaner Kultur, selbst wenn sie an beidem nicht so weit teilhaben, wie sie gerne wollten. Kommt noch die moderne Kommunikationstechnologie, die Benutzung von Mobiltelefonen und des Internet hinzu, wird die Kluft zur Großelterngeneration zu einem riesigen Graben.

Die Großfamilie unter Druck

Immer stärker wird sich für diese Großmütter von AIDS-Waisen die Frage stellen, zumal wenn sie in den Armenvierteln der Großstädte leben, wer für sie sorgt, wenn sie einmal pflegebedürftig sind. Es fehlt ja die Generation dazwischen, die dafür eigentlich zuständig wäre.

Noch ist es ein Randphänomen, dass alte Leute keine Familienmitglieder haben, die sich um die Pflegebedürftigen kümmern. Traditionell sind in patrilinearen Gesellschaften Afrikas die Schwiegertöchter dafür zuständig.¹⁰ Es gilt als Schande für eine Familie, wenn diese sich nicht um die alten und gebrechlichen Mitglieder sorgt. Und in ländlichen Gebieten führt selbst dies noch nicht zur Vernachlässigung, da immer genügend Nachbarn da sind, die in die Bresche springen. Wo aber die Phänomene (Arbeits-)Migration und Urbanisierung zusammenkommen, wo also die Alten selbst außerhalb der traditionellen Dorfstrukturen leben, gibt es heute schon vereinzelt den Fall, dass keines der herkömmlichen Netzwerke mehr greift. Hier bleibt die letzte Lösungsmöglichkeit die gleiche wie in den Industrieländern: bewusste soziale Intervention durch kirchliche oder andere institutionelle Träger. Ein Beispiel dafür ist das Pflegeheim „Nyumba ya Wazee“ in Nairobi, das von den „Little Sisters of the Poor“ geführt wird und ca. 100 alten Menschen Unterkunft und Pflege bietet.

Dass solch soziale Intervention noch die große Auswahl von der Regel ist, zeigt, dass der „Generationenvertrag“ in Afrika noch weit stärker intakt ist, als etwa in Europa.

Die Veränderungen der Formen des Zusammenlebens wird aber zweifellos weiter fortschreiten, eine Art „eklektische Solidarität“ in der Verwandtschaft wird sich breit machen. Die aus dem Senegal stammende Sozialwissenschaftlerin Pierrette Herzberger-Fofana schreibt: „Die modernen städtischen Familien kapseln sich nach Möglichkeit ab und treffen eine sorgfältige Auswahl unter ihren fernen und angeheirateten Verwandten, mit denen sie engere Beziehungen unterhalten wollen.“⁴¹

Allerdings ist zu beobachten, dass selbst bei den städtisch-geprägten afrikanischen Familien die mittlere Generation immer noch eine bedeutende Bindung an die Großeltern ihrer Kinder verspürt, die in den Dörfern geblieben sind. Bei den „Nairobianern“ etwa oder den Bewohnern von Dar Es Salaam, die als Erwachsene erst in die Stadt gekommen sind, werden regelmäßige Besuche in „Ushago“ bei „Bibi“⁴² als angenehm empfunden. Zumindest werden sie als notwendig betrachtet und sind immer verbunden mit dem Mitbringen von Lebensmitteln und anderen Geschenken.

Die nächste Generation aber, die der Enkel, begleitet solche Besuche oft nur widerwillig und kann mit der Erfahrungswelt der ländlichen Großeltern und Verwandten immer weniger anfangen. Wo die „Bibi“ zur „Granny“ wird, ist häufig der sozio-kulturelle Gegensatz kaum noch zu überbrücken.

Das „ur-afrikanische“ Modell der Großfamilie im Stammesverbund gerät unter Druck, nicht zuletzt, weil es traditionell einen großen Druck auf die Familienmitglieder ausgeübt hat. Nicht selten bremsen die Begehrlichkeiten der Verwandten die eigenen Möglichkeiten, ein Geschäft zu betreiben, zu reinvestieren und zu expandieren. Und in vielen Situationen stehen die großfamiliären Verpflichtungen den Wünschen nach Entfaltung in der Kernfamilie unversöhnlich gegenüber. „Dies führt dazu, dass jüngere Paare immer mehr Lust verspüren, diesen Zwängen zu entfliehen. Die jüngeren Generationen schaffen sich ein neues Netzwerk an Freunden, Nachbarn und Kollegen, die an die Stelle der ursprünglichen Familie treten. Die Familie passt sich somit dem heutigen sozio-ökonomischen Kontext an“⁴³.

Keine Alternative zur Solidarität zwischen den Generationen

Auf die in der afrikanischen Tradition so starke Solidarität kann aber heute keineswegs verzichtet werden, schon aufgrund der schwachen institutionellen Sicherungssysteme nicht. Aber auch in einem staatlich und institutionell besser aufgestellten Afrika, das sich hoffentlich entwickelt, werden der Zusammenhalt und der Geist der Zusammenarbeit nie obsolet werden. Diese Werte sind von alters her Bestandteil der afrikanischen Kultur und tragen als solche zur Wahrung von Identität und Authentizität bei.

Somit steht Afrika vor der Herausforderung, in einer kontinuierlich von sozialer Veränderung geprägten, globalisierten Welt seine traditionellen Werte zu wahren und mit einer modernen Entwicklung in Einklang zu bringen. Das Verhältnis der

Generationen im unter Druck geratenen Solidarsystem Familie ist zweifellos ein Gradmesser dafür, wie gut diese Herausforderung angenommen werden kann.

01 In Ghana wird die staatliche Krankenversicherung vor allem über die Mehrwertsteuer finanziert. Wie effizient und gerecht das System funktioniert, ist umstritten. In den meisten anderen Ländern Afrikas gibt es lediglich private Krankenversicherungen für den Teil der Bevölkerung, der gute bis sehr gute Gehälter bezieht.

02 C. Roth, „Shameful!“ The inverted inter-generational contract in Bobo-Dioulasso, Burkina Faso, in: E. Alber u. a. (Hrsg.), *Generations in Africa. Connections and Conflicts*, Münster 2008, 47–69.

03 Ebd., 64.

04 D. Kyaddondo, *Respect and autonomy: children's money in Eastern Uganda*, in: E. Alber u. a. (Hrsg.), *Generations in Africa*, a. a. O., 27–47.

05 Vgl. H. Drothbohm, *Begrenzte Verbindlichkeiten. Zur Bedeutung von Reziprozität und Kontribution in transnationalen Familien*, in: E. Alber u. a., *Verwandtschaft heute. Positionen, Ergebnisse und Perspektiven*, Berlin 2010, 175–197.

06 S. M. Albert/M. G. Cattel, *Old Age in Global Perspective. Cross-Cultural and Cross-National Views*, New York 1994, 90.

07 Ebd., 87.

08 E. Otiemo Nyambedha, *Sharing food: grandmothers and „the children of today“ in Western Kenya*, in: E. Alber u. a. (Hrsg.), *Generations in Africa*, a. a. O., 71–90.

09 Ebd., 86.

10 Weil die eigenen Töchter nach der Heirat zur Familie des Ehemannes gerechnet werden und somit dafür

zuständig sind, im dortigen Anwesen tätig zu sein.

11 P. Herzberger-Fofana, *Die afrikanische Familie. „Dossier Afrika“ der Bundeszentrale für politische Bildung*, Dezember 2005, zit. aus: www.bpb.de/themen/FSTK9D,0,0,Die_afrikanische_Familie.html#arto [26.6.2011].

12 „Ushago“ ist ein umgangssprachlicher Ausdruck der Städter in Ostafrika, mit dem sie das Herkunftsdorf auf dem Land („my rural home“) bezeichnen. Dieser Ort ist bisweilen fast mit mythischen Assoziationen verbunden und gilt immer noch als einzig legitime „Heimat“, egal wie viele Jahre man in der Stadt gelebt hat. „Bibi“ (auch „Nyanya“) ist Swahili für Großmutter.

13 P. Herzberger-Fofana, *Die afrikanische Familie*, a. a. O.

Gundelinde Kunz OP

(* 1931)

Das Thema „Generationengerechtigkeit“ ist in Bolivien, im Gegensatz zu Europa, insbesondere Deutschland, kein viel diskutiertes Thema; dies bedeutet jedoch nicht, dass das Problem zwischen den unterschiedlichen Generationen nicht existiert. Die Dominikanerschwestern und Missionarinnen vom Arenberg haben diesbezüglich eine klare Sichtweise. In diesem Artikel beziehen wir uns konkret auf die Idee und Entwicklung der sozial-pastoralen Arbeit der Schwester Gundelinde Kunz OP. Die gebürtige Würzburgerin (geb. 4. Nov. 1931) arbeitet seit über vierzig Jahren in Bolivien und verwirklicht verschiedene Projekte zugunsten unterschiedlicher Generationen im Dorf Comarapa.¹

Der Kindergarten als Ort der Evangelisierung der Familie

Als die Dominikaner im Jahr 1964 nach Comarapa kommen, stellen sie fest, dass den Kindern im Vorschulalter keine besondere Aufmerksamkeit zukommt. Ausgehend von dem Prinzip, dass die Erziehung ein wesentliches Instrument der christlichen und menschlichen Wertebildung ist, gründet Schwester Gundelinde für die kleine Gemeinde einen Kindergarten, der von Kindern besucht werden kann, deren Eltern an den Folgen von Armut und Analphabetismus leiden. Gundelinde wollte einen Ort schaffen, an dem Kinder Kind sein können, wo sie auf Gleichaltrige stoßen mit denen sie spielen können, wo sie Frühstück erhalten, Zuneigung erfahren und Bildung genießen. Der Hort soll nicht nur ein angenehmer Raum, sondern eine große Hilfe für die Eltern sein, da zu Hause nie-

mand auf sie aufpassen kann. Die Rolle der Mutter besteht in Bolivien darin, dem Mann bei der Arbeit auf dem Feld zu helfen, sodass sie ihre Kinder üblicherweise mit zur Arbeit nehmen müssen.

In manchen Familien verwehren die Eltern den Kindern den Schulbesuch, da sie ihnen auf dem Feld helfen oder auf kleine Schafsherden aufpassen sollen. An dieser Stelle wird deutlich, dass die Elterngeneration sich nicht angemessen um die nachkommende Generation kümmert, obwohl die Elterngeneration, in Anbetracht der Tatsache, dass die Lebenserwartung aufgrund der schweren körperlichen Belastungen in der Landwirtschaft das Alter von 55 bis 60 Jahren nicht überschreitet, auf ihre Unterstützung angewiesen ist.

Das Generationenproblem in Comarapa wird aktuell von vielen Faktoren beeinflusst: Junge Menschen begeben sich auf der Suche nach neuen Möglichkeiten in die Stadt, Klimawandel und Umweltproblematik sowie die rudimentäre landwirtschaftliche Arbeit, die sehr belastend ist und keinen wirtschaftlichen Aufschwung verspricht, die Waldrodungen, Naturkatastrophen (aufgrund falschen Umgangs mit der Natur) und der Einsatz von chemischen Düngemitteln und Pestiziden erschweren die Produktion.² Es ist festzustellen, dass die früheren Generationen „Mutter Erde“ nicht ausreichend respektiert und für zukünftige Generationen gepflegt haben.

Zudem gibt es weitere Gründe, warum sich sowohl Erwachsene als auch Jugendliche für ein Leben in der Stadt entscheiden und ihre Familien zurücklassen. So ist beispielsweise in manchen Familien festzustellen, dass die patriarchalische Autorität des Vaters zu Problemen führt, da er die alleinige Entscheidungsgewalt über die Familie hat, oftmals dem Alkoholismus verfallen ist und familiäre Gewalt ausübt, die einen sexuellen Missbrauch nicht ausschließt. Die Landflucht ist der Ausdruck einer fehlenden Übereinstimmung mit dem sozialen Umfeld und den traditionellen Normen der Familie. Die

Aussicht auf ein höheres Einkommen, Fortschritt und Vergnügungsangebote, die das Landleben nicht bieten kann, lassen den Umzug in die Stadt attraktiv erscheinen.

Dieser erste Konflikt in der Eltern-Kind-Generation lässt eine zweite Lücke entstehen. Wenn sich die Kinder in der Stadt befinden, haben sie eine Verantwortung gegenüber ihren eigenen Kindern, sodass sie dem Bedürfnis ihrer Eltern, sobald sie älter werden und alleine leben, nicht nachkommen können und ihnen diese zu einer Last werden. Daher wird das Älterwerden in Bolivien häufig zu einer schmerzhaften Realität. In Comarapa stirbt der Großteil der Menschen frühzeitig an den schlechten Arbeits- und Lebensbedingungen. Im Altersdurchschnitt von 55 Jahren verlieren die Armen die Zähne und das Augenlicht, sie erleiden Schmerzen, erkranken, spüren die Folgen von Unterernährung, leben in Abhängigkeit und leiden daran, dass sie von der Familie verlassen wurden und nur mangelnde Unterstützung von öffentlichen Einrichtungen erfahren. Nicht zuletzt sind sie traurig darüber, dass ihre Person als Last, insbesondere als finanzielle Last, empfunden wird.

Die Idee eines Altersheimes in Comarapa

Mit 60 Jahren wird in Bolivien eine Person als alt angesehen. Gezeichnet von Krankheiten, schlechter Ernährung und den Spuren eines harten Arbeitsalltags sind die Menschen im Alter oft einsam und erhalten im Dritten Alter keine soziale Unterstützung seitens des Staates. Iriarte bestätigt in seiner Analyse über die bolivianische Realität, dass Bolivien der älteren Bevölkerung wenig Beachtung schenkt.³ Derzeitig werden Menschen Dritten Alters vom Staat mit einem Solidaritätszuschlag von 200 BS, etwa 20€, ausgestattet.

Im Jahr 1964 fand die Regierung eine Antwort auf die Notwendigkeit des Kindergarten- und Schulbesuchs. Später, 1980, sieht man sich in Comarapa mit dem Bedürfnis konfrontiert ein

Altersheim zu gründen, in welchem die älteren Dorfbewohner und Bewohner umliegender Gemeinden untergebracht werden können, die eine Bleibe, Nahrungsmittel und spezielle Fürsorge benötigen. Schwester Gundelinde, zusammen mit anderen Helferinnen christlichen Glaubens und der finanziellen Unterstützung und Kooperation der deutschen Dominikanerpatres, die die Kirchengemeinde leiten, entscheiden sich dazu, diesen Personen eine Unterkunft anzubieten, in der sie ihnen eine gute Atmosphäre, Aufmerksamkeit und Zuneigung zukommen lassen wollen. So kommt es 1980 mit der Unterstützung der Pfarrgemeinde zunächst zum Bau eines kleinen Altersheimes, das jedoch wenig später, aufgrund seiner geringen Kapazität und der hohen Nachfrage, durch ein neues Gebäude ersetzt wird, welches 35 alleinstehende Senioren aufnehmen und verbesserte Bedingungen bieten kann.

In der heutigen Zeit ist die Vermittlung von Werten und Individualrechten, die dazu dienen eine Solidargemeinschaft aufzubauen, Verantwortung zu übernehmen und starke wirtschaftliche Ungleichheiten zu kompensieren, im Zeitalter der Massenmedien, die dem Individuum eine wertelose Gesellschaft, Konsum, Hedonismus, Egoismus und Habsucht auferlegen, schwer zu realisieren. Mit Blick auf die Seniorenresidenz sind die treuen Katholiken bemüht im Dorf eine Kultur der Solidarität zu schaffen, durch die Empathie und Großzügigkeit ausgebildet werden sollen.

Auf diese Art und Weise stellt sich heraus, dass die Theorie, dass jede Generation für die nachkommende Generation verantwortlich ist, nicht mehr umsetzbar ist. Generationengerechtigkeit zwischen den drei Generationen Kinder, Eltern und Großeltern funktioniert deshalb nicht adäquat, weil die Zukunft ausgeblendet wird und eine tiefe Verbindung, Mitverantwortlichkeit, gegenseitige Hilfe und der allumfassende Blick von der Vergangenheit, über die Gegenwart in die Zukunft fehlt. Die Generation der Erwachsenen gibt ihre Verantwortung gegenüber ihrer El-

terngeneration an den Staat und die Kirche ab. Doch der Staat kann die finanziellen Mittel für den täglichen Aufenthalt und die Verpflegung im Altersheim in Comarapa nicht aufbringen (aktuell unterstützt er 7 Bolivianer), sodass Schwester Gundelinde und die Pfarrgemeinde nach anderen Möglichkeiten suchen müssen, um das Projekt weiter fortführen zu können.

Zusammenführung der Generationen

Momentan besuchen 350 Kinder den Kindergarten in Comarapa. Zur Gründungszeit 1964 waren es 50. Dies bewirkt, dass nicht nur die Kinder eine christliche Werteerziehung erfahren, sondern auch eine Evangelisierung der Eltern stattfindet, die sowohl zwecks familiärer Unterstützungsmöglichkeiten als auch aus wirtschaftlichen und spirituellen Beweggründen im Kindergarten zusammentreffen.

Ein Teil des Bildungsprogramms des Kindergartens besteht darin, regelmäßige Besuche im Altersheim abzustatten. So können sie die Lebensrealität der Senioren im Altersheim kennenlernen, ihnen Süßigkeiten oder Blumen als Geschenk mitbringen, sich mit ihnen unterhalten und Zuneigung ausdrücken. Weil sie an Besuche nicht gewöhnt sind, mag dies auf die Älteren etwas befremdlich wirken. Es ist des-

halb wichtig, dass sie in den Dialog mit den Kindern treten, wobei die Lehrerin dabei behilflich ist das Eis zu brechen, ein angenehmes Zusammenleben zwischen den Kindern und Senioren zu fördern und ein generationenübergreifendes Gespräch zu initiieren.

Zwischen den Jugendlichen und den Erwachsenen im Dorf hat sich ebenso ein Gemeinschaftsinn entwickelt. Viele der Anwohner unterstützen die Seniorenresidenz finanziell oder mit Nahrungsmitteln aus der Landwirtschaft, Kleidung und Medikamenten. Manche Gruppen organisieren sich, um die Menschen im Altersheim in regelmäßigen Abständen zu besuchen, damit diese sich nicht allein fühlen.

Mit diesem Ansatz wird der Versuch unternommen einen kleinen Samen in den Boden der fruchtbaren Erde zu säen, der dafür steht, sich über die generationsübergreifenden Rechte und Pflichten in dem kleinen Dorf in den Tälern Boliviens bewusst zu werden.

Übersetzung aus dem Spanischen: Lena Schröder, Berlin

Adhemar Angel Ventura Erazo OP, Lic. phil., Lic. theol., Lic. Psych. (adhemarangel@hotmail.com), geb. 1972 in Santa Cruz (Bolivien), Studentenmeister. Anschrift: c/Columbia 0143, C. P. 1239, BOL-Cochabamba (Bolivia). Veröffentlichungen u. a.: Die Dominikaner in Bolivien, in: Wort und Antwort 52 (2011), 2–4.

01 Comarapa ist ein kleines Dorf zwischen Santa Cruz de la Sierra und Cochabamba mit ungefähr 6.000 Einwohnern. Den Hauptzweig der Wirtschaft bildet die Landwirtschaft. Aufgrund seiner Attraktivität durch die fruchtbaren Täler siedeln viele Bewohner des

Hochgebirges in der ländlichen Gegend um Comarapa.

02 Vgl. Conferencia Episcopal Boliviana, Tierra. Madre fecunda para todos, La Paz 2000, 79–84.

03 Die Menschen über 60 Jahre machen 4,25% der Gesamtbevölkerung aus. 53% von ihnen gingen nicht zur Schule und 52% mussten zur Siche-

rung ihres Überlebens arbeiten.

Etwa 66.000 erhalten ihre Pension über FOPEBA (Basisfonds des bolivianischen Rentenversicherungssystems). 5.000 von 273.000 befinden sich in Altersheimen. Vgl. G. Iriarte, Análisis crítico de la realidad, Cochabamba 2007, 498.

George H. Mead

Das Kind und seine Umwelt

Die „gegenwärtige Arbeitshypothese in der Pädagogik lautet, daß das Ganze nur im Denken des Lehrers vorhanden sein und in einem Kind erst erweckt werden kann, wenn es aus der Kindheit ins Leben der Erwachsenen eingetreten ist. Dem liegt die Behauptung einer notwendigen Isolierung der einzelnen Tätigkeiten des Kindes voneinander nicht nur im Hinblick auf seine spontanen Spiele zugrunde, sondern auch im Hinblick auf seine durch Familie und Schule bewußt geordneten und gelenkten Handlungen. Dem können wir die eben ausgearbeitete Hypothese eines Lebens in Familie und Schule entgegensetzen, das die Tätigkeiten des Kindes vereinheitlicht und aufeinander bezieht sowie durch Reize eine unmittelbare Verbindung hervorruft zwischen den jeweils verschiedenen spontanen Handlungen eines Kindes und dem Leben, das ihnen zugrunde liegt.“¹

Als George Herbert Mead diese Zeilen niederschrieb², war er bereits Assistenzprofessor für Philosophie und Psychologie an der University of Chicago. Gleichzeitig war er an diversen Einrichtungen der Stadt sozial engagiert, so zum Beispiel im „Hull House“, das sich vor allem inspiriert fühlt durch die sogenannte Settlement-Bewegung und ihre Gemeinwesenarbeit. Nicht nur dort bemühte sich Mead darum, seine theoretischen Reflexionen an der Universität abzusichern, indem er die Sozialarbeit solcher Einrichtungen praktisch begleitete. Zuvor studierte er in Harvard und Leipzig (bei Wilhelm Wundt) sowie später in Berlin, wo er u. a. Wilhelm Dilthey und Ferdinand Tönnies kennenlernte, die ihn in seinem Schaffen nachhaltig beeinflussten.

Im ausgehenden 18. Jahrhundert entdeckten die prinzipiell empirisch ausgerichteten Sozialwissenschaftler alle möglichen Nischen, mit denen sie sich näher auseinanderzusetzen gedachten. So nimmt es nicht Wunder, dass Mead sich unter anderem auch mit der Kinderthematik beschäftigte, was damals weniger selbstverständlich war als heute, spielten die Kinder als eigenständige Größe doch erst seit dem bürgerlichen Zeitalter überhaupt als eine von der Erwachsenenwelt spezifizierte Gruppe eine Rolle. In seinem recht kurzen Beitrag (Mead vermittelte seinen Forschungsstand ausnahmslos in Aufsätzen und publizierte in seinem Leben niemals eine eigenständige Monografie) „Das Kind und seine Umwelt“ geht Mead von dem hohen Grad an Interessiertheit der Kinder an allen Dingen aus, mit dem diese konfrontiert werden. Interesse zu wecken ist nicht schwierig, dieses Interesse sinnvoll zu kanalisieren allerdings schon. Die Handlungen von Kindern bei einem Spiel sind zunächst spontan und unzusammenhängend, obgleich Handlungen im Verlaufe eines Spiels eine Beziehung untereinander haben. Auf die Welt der Erwachsenen adaptiert betont Mead, dass „unsere kompliziertesten Handlungen nur Evolutionen dieser einfachen Spiele sind. In ihnen steckt die Einheit des Lebensprozesses, der ihnen zugrunde liegt.“ (430). Im Gegensatz zu Handlungen von Erwachsenen ist das Spiel nicht zielorientiert, der Versuch, dem Kind im Spiel eine Zielrichtung vorzugeben, wird daran scheitern, dass das Kind nur spielen und nicht produzieren will.

Sozialpsychologe und Sozialphilosoph

Die Frage, die Mead sich stellt, ist, was denn eigentlich Erzieher (Lehrer, Eltern etc.) Kindern abverlangen sollen und was sie ihnen anbieten können und was nicht mehr sein darf. Die Auseinandersetzung mit diesem Thema zeigt

Meads Ansatz, den man gemeinhin „Sozialbehaviorismus“ nennt. Es ist sinnvoll, Mead sowohl als Sozialpsychologen als auch als Sozialphilosoph zu bezeichnen, der – beeindruckt von der aufkeimenden biologischen Evolutionslehre – sowohl ein „Pragmatiker“ im philosophischen Sinne als auch ein Sozialpsychologe im wissenschaftlichen Sinne war.³ Der Pragmatismus, der sich nicht nur den Darwinismus, sondern auch die Demokratie und das Experiment zu eigen machte, versuchte nach einer Neuinterpretation biologischer, psychologischer und soziologischer Begriffe mit eben dieser Hermeneutik die Aufgabe der Philosophie zu untersuchen. Eine Frucht dieser Forschung war die Theorie der Intelligenz und des Geistes, die Mead gemeinsam mit seinem Lehrer und Freund John Dewey (1859–1952) entwickelte. Die Sozialpsychologie war ebenfalls ein wissenschaftlicher Zweig, der im Entstehen begriffen war und aus den zunächst getrennten Einheiten der (individualistisch ausgerichteten) Psychologie und des Sozialen (da Geist und Identität gesellschaftliche Phänomene sind) hervorging. „Wenn auch Meads eigener Standpunkt behavioristisch ist, handelte es sich dabei doch um einen Sozialbehaviorismus und nicht um einen idealistischen und subkutanen.“⁴ Dabei ging es Mead darum zu zeigen, dass bestimmte biologische Organismen sowohl Bewusstsein und Geist als auch abstrakte Vernunft und moralisches Verhalten entwickeln.

Mead stellt damit seine Forschung immer in ein Wechselverhältnis zu eigenen Erfahrungen, was sich auch in seinem Beitrag über das Kind und dessen Umwelt niederschlägt. Spiel wird zum Verhaltenstraining, das gilt für eine junge Katze ebenso wie für ein menschliches Kind. Die Funktion einer Umwelt, die sich auf die sich entwickelnden Lebewesen bezieht, besteht darin, die Entfaltung von Anlagen zu ermöglichen. Deswegen ist es vorrangige Aufgabe der Kindeserziehung, dem Kind eine entsprechende Umwelt zu schaffen, damit es das bekommt, was ihm noch fehlt. Allerdings, so der Vorwurf

Meads, versagt die moderne Familie oder die Schule hinsichtlich dieses Erfordernisses. Es sind sowohl das Vorhandensein von Dienstboten, die dem Kind alles abnehmen, als auch das Leben in der Stadt *per se*, die verhindern, dass die Spiele der Kinder ohne Bezug sind zum dahinterstehenden Leben der Erwachsenen – was eigentlich das Ziel des Spiels sein sollte. Die Realität der kindlichen Umwelt trennt von der unmittelbaren Nahrungsbeschaffung bzw. von der Nutzung des Bodens oder von der Besorgung der Hauswirtschaft. Und schlimmer noch, wenn man dann ein Kind sogar zwingt, die Arbeit von Erwachsenen zu verrichten, deren Sinn ihm nicht einleuchtet, „so bringt man das Kind um alle Vorteile, die sich aus der Vermeidung eines Zwangs zu allzu früher Differenzierung ergeben. Es ist, als würde man es in ein Larvenstadium fesseln, während es zu seinem Leben und Wohlbefinden von seinen eigenen Betätigungen geradezu abhängig ist.“⁵ Ein besonders drastisches Beispiel ist für das Kind das Fernhalten der Bedeutung von Sexualität, obgleich sie sich natürlich und stetig in ihm entwickelt.

Familie und Schule

Auf der Grundlage dieses Defizits artikuliert George H. Mead die eingangs zitierte Hypothese, dass es eben doch möglich sein sollte, dass Familie und Schule die Tätigkeiten eines Kindes vereinheitlichen, d. h. zu einem sinnvollen Ganzen zusammenführen und das Spiel mit dem Leben im Alltag kontextualisieren, um das Kind spielerisch auf den zukünftigen Alltag angemessen vorzubereiten. Mead weist darauf hin, dass es aufbauend auf diese erste Phase zu einer weiteren Phase kommt, in der das Kind schließlich versucht, das gerade neu Erlernte nicht nur unmittelbar zu nutzen, sondern auch auf Zukunft zu memorieren, um es zu einem späteren Zeitpunkt angemessen zu gebrauchen (ein Beispiel ist die Verwendung von Sprache und das Speichern von neu erlernten Wörtern

und Satzbausteinen). Zunächst hat auch diese zweite Phase noch einen stark spielerischen Charakter. Später wird sie jedoch abgelöst von einer weiteren Phase, die Mead das „logische Stadium“ nennt, gefolgt vom „philosophischen Alter“, indem die Welt wie eine Maschine in Stücke zerlegt wird und das Kind vom Wunsch beseelt ist, sie nach eigenen Wunschvorstellungen wieder zusammenzusetzen. Mead bezieht sich in seiner Zusammenschau auf die Erziehung an verschiedenen Schulen in Chicago, die sich das natürliche Interesse der Kinder an dieser Technik spielerisch zunutze gemacht haben. Das Kind soll also – so das Ende des Aufsatzes von Mead – in einem Lebensprozess stehen, in dem alle seine Aktivitäten einen natürlichen Ort besitzen und es genügend Entfaltungsmöglichkeiten hat „für die grenzenlose Liebe und weitblickende Intelligenz, mit der Mutter Natur sich selbst erkennt und in Besitz nimmt.“⁰⁶

Im Spiel übernimmt das Kind die Rolle von Personen, mit denen es zu tun hat (die „signifikant Anderen“, wie z. B. Vater oder Mutter). Differenzierter wird es sich bei einem Wettkampf verhalten: Es gibt gemeinsame Spielregeln, auf die das Kind sich einlassen muss, es braucht Teamgeist und man hat sein Verhalten gegenüber und mit anderen Menschen zu koordinieren. Diese Anderen (die „generalisierten Anderen“) erreichen es, dass das Kind zunehmend einen Eigenstand erhält, was am Ende dazu führt, dass es zu einer abstrakter werdenden Einheit kommt, die zugrunde gelegt ist in koordiniertem Verhalten und in den Regeln eben jener

Wettkämpfe. „Das Selbst wächst mit dem Umfang der Gruppen.“⁰⁷

Was bleibt

Wenn man diese Zeilen wieder liest, dann ist es tatsächlich eine *relecture*. Das psychologisch-pädagogische Konzept, wie es Mead darlegt, ist heute weder sonderlich aufregend noch würde man es als sehr originell bezeichnen. Allerdings ist der Text ein gutes Beispiel dafür, wie sich die Sozialwissenschaften des ausgehenden 19. Jahrhunderts mit Erziehung in Familie und Schule auseinandergesetzt haben, die mehr sein sollte als nur Anhäufung von Wissen und Festigung für das Leben. Mead griff die Thematik auf und applizierte seinen Ansatz auf das Beispiel des Kindes und seiner Umwelt. Die Rezeption Meads fand eher in den 1980er Jahren statt (so auch die Herausgabe seines Werks in Deutschland durch H. Joas), als sozialpsychologische Themen aktiv diskutiert wurden, aber dennoch lohnt es sich, auch im 21. Jahrhundert Klassiker wie Mead zu lesen und von ihren Beobachtungen zu profitieren.

Dr. theol. Thomas Eggensperger OP, M. A. (eggensperger@institut-chenu.info), geb. 1963 in Wien, Geschäftsführender Direktor des Institut M.-Dominique Chenu, Dozent für Sozialethik an der PTH Münster. Anschrift: Schwedter Straße 23, 10119 Berlin. Veröffentlichung u. a.: *Sich Reiben an der Religion*. Zu Gianni Vattimos Blick auf Christentum und Kirche, in: *Zibaldone*. Zeitschrift für italienische Kultur der Gegenwart 51/2011, 127–132.

⁰¹ G. H. Mead, *Das Kind und seine Umwelt*, in: ders., *Gesammelte Aufsätze*. Übersetzt von K. Laermann u. a. (Bd. 1), hrsg. von H. Joas, Frankfurt/M. 1987, 430–442, hier 436f.

⁰² Ursprünglich erschienen in: *Transactions of the Illinois Society for Child Study* 3 (1898), 1–11.

⁰³ Vgl. Ch. W. Morris, Einleitung. George H. Mead als Sozialpsychologe und Sozialphilosoph, in: G. H. Mead, *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*, hrsg. v. Ch. W. Morris, Frankfurt/M. 1973, 13–38, hier 13.

⁰⁴ Ebd., 16.

⁰⁵ G. H. Mead, *Das Kind und seine Umwelt*, a. a. O., 436.

⁰⁶ Ebd., 442.

⁰⁷ R. Münch, *Soziologische Theorie*. Bd. 1: *Grundlegung durch die Klassiker*, Frankfurt/M. – New York 2008, 279.

Karl Gabriel/Willi Jäger/Gregor Maria Hoff (Hrsg.), **Alter und Altern als Herausforderung**, Verlag Karl Alber Freiburg/Br. – München 2011, 337 S., € 29,90.

Der Sammelband geht zurück auf eine Tagung des „Institut für interdisziplinäre Forschung der Görresgesellschaft“ und unterteilt sich in vier Arbeitsgänge: Zunächst werden die biologischen und medizinischen Aspekte aufgeführt, gefolgt von der Auseinandersetzung mit den psychologischen Dimensionen sowie mit gesellschaftlich-kulturellen Faktoren, um am Ende auf philosophisch-theologischen Deutungsperspektiven zu kommen.

Die Herausgeber präzisieren in der Einleitung das Phänomen des Alters und Alterns als gesellschaftliches Transformationsproblem, da in der Moderne die Lebenszeit zum notwendigen sozialen Kapital wird (Großeltern helfen in der Kindererziehung, Ältere leisten diverse Aushilfsarbeiten etc.). Dies hat nur noch sehr wenig zu tun mit dem Altersideal eines Cicero, der für das Alter nach dem Rückzug aus der politischen *vita activa* den Lebensraum der *vita contemplativa* vorgesehen und damit das Alter als Zielperspektive des Lebensgewinns betrachtet hatte. Heute erwartet die Gesellschaft nicht mehr den „weisen Alten“, sondern einen möglichst vitalen Menschen, dessen Altsein nicht mehr als Kategorie einer anzustrebenden Erfüllung angesehen wird. So verweisen die Herausgeber des Sammelbands auf die Notwendigkeit, in der anstehenden Transformation der europäischen Gesellschaften des 21. Jahrhunderts den gesellschaftlichen Raum alter Menschen neu zu bestimmen, damit sie am Ende nicht zu einer neuen Gruppe von „Ausgegrenzten der Moderne“ (Zygmunt Baumann) werden.

Die Autoren aus verschiedenen Fachdisziplinen setzen sich innerhalb der genannten Arbeitsgänge mit unterschiedlichen Fragen auseinander und zeigen manche Aspekte auf, die für den Leser von Interesse sein werden. Eine Bereicherung wäre, neben den vielen Betrachtungsweisen, auch eine Art Zusammenschau und damit Conclusio des interdisziplinär bearbeiteten Themas gewesen. Dennoch verschafft der Band einen sehr guten Überblick.

Thomas Eggenesperger OP, Berlin

[1] Irene Götz, **Deutsche Identitäten**. Die Wiederentdeckung des Nationalen nach 1989 (Alltag & Kultur Bd. 14), Verlag Böhlau Köln u. a. 2011, 386 S., € 49,90.

[2] Helmut König/Julia Schmidt/Manfred Sicking (Hrsg.), **Europas Gedächtnis**. Das neue Europa zwischen nationalen Erinnerungen und gemeinsamer Identität, Verlag Transcript Bielefeld 2008, 170 S., € 18,80.

[3] Michael Gehler/Silvio Vietta (Hrsg.), **Europa – Europäisierung – Europäistik**. Neue wissenschaftliche Ansätze, Methoden und Inhalte (Arbeitskreis Europäische Integration. Historische Forschungen Bd. 7), Verlag Böhlau Wien u. a. 2010, 543 S., € 69,-.

[4] Olaf Leiße, **Europa zwischen Nationalstaat und Integration**, Verlag für Sozialwissenschaften Wiesbaden 2008, 298 S., € 39,95.

[5] Viktoria Kaina, **Wir in Europa**. Kollektive Identität und Demokratie in der Europäischen Union, Verlag für Sozialwissenschaften Wiesbaden 2009, 268 S., € 34,90.

[6] Christopher Zarnow, **Identität und Religion**. Philosophische, soziologische, religionspsychologische und theologische Dimensionen des Identitätsbegriffs (Religion in Philosophy and Theology, Bd. 48), Verlag Mohr Siebeck Tübingen 2010, 398 S., € 64,-.

Das Wort „Identität“ ist nicht nur im religiösen, sondern auch im politischen Bereich in aller Munde und läuft Gefahr, begrifflich der Banalität zu erliegen. Jenseits des Alltagsgebrauchs eignet dem Begriff der Identität aber durchaus eine Qualität, die zu analysieren sich lohnt. In dieser Besprechung wird auf Studien eingegangen, die sich vor allem im Themenbereich „Europa“ mit der Frage nach Identität auseinandersetzen. Am Beispiel der europäischen Integration wird Identität zu einer Herausforderung, weil sie sich zwischen der Skylla der nationalen Ebene und Charybdis der Europäischen Union bewegt und für mindestens diese beiden Bereiche in Anspruch genommen wird. Die Ethnologin Irene Götz setzt sich in „Deutsche Identitäten“ [1] vor allem mit der Wiederentdeckung des Nationalen nach der Wende 1989 auseinander. Der Schwerpunkt ihrer Habilitationsschrift liegt zwar in der Wendezeit, aber sie wagt auch einen Ausblick auf die Gegenwart. Für Götz ist Identität ein „Leitbegriff und Schlagwort der Zweiten Moderne“ (vgl. 68–88). Sie gilt bevorzugt als ein für die Erfahrung Einzelner und bezieht sich auf die Innensicht der erforschten Akteure sowie auf deren Selbstverständnis. Zudem erweist Identität sich ethnographisch als kulturelle Praxis, die keine statische Größe ist, sondern nur situativ (*doing identity*) erfassbar ist. Bewusst thematisiert wird Identität gewöhnlich in gesellschaftlichen resp. politischen Krisen oder Schlüsselerfahrungen, so auch in der Zweiten Moderne (die sich von den Grundlagen der Ersten

Moderne wie Nationalstaat, Individualisierung und Rationalisierung distanzier) und ihren Eigenheiten wie Globalisierung und Entgrenzung, die jeweils die Identität zu einem mit einem zusätzlichen Pluralisierungsschub versehenen vielschichtigen und prozessualen Phänomen machen. Identität bleibt auch heute, so die Autorin, ein unverzichtbarer Leitbegriff, ein „Integral aus Selbst- und Gruppenbildern ...“, die im stetigen Prozess der Auseinandersetzung mit Rollen, Fremdbildern und anderen kulturellen Zuschreibungen (zum Beispiel Stereotypen) sowie persönlichen und kollektiven Erfahrungen, Erinnerungen und Zukunftserwartungen situativ aktiviert werden.“ (77)

Mit diesem Ansatz geht Götz in einem zweiten Abschnitt auf „Nation Rebuilding“ ein, verstanden als Analogie zur „Nation Building“, um damit auf das Wechselspiel von De- und Renationalisierungsprozessen zu verweisen, das ihrer Meinung nach die nationalen Diskurse und entsprechenden symbolischen Praktiken seit den 1990er Jahren bestimmt hat. Rebuilding meint nicht nur den Umbau eines Nationalstaates, sondern auch die damit einhergehenden Gegen- und Rückwärtsbewegungen, u. a. mit der Tendenz zu einer Renationalisierung. Dieser Prozess wird beschrieben am Beispiel des wiedervereinten Deutschland (Erinnerungskultur, „Leitkultur“-Debatte etc.) und in einem dritten Abschnitt anhand von konkreten Beispielen verdeutlicht. Mit dieser interessanten ethnologischen Studie wird eine Situation der Nachwendzeit aufgewiesen, deren De- und Renationalisierungsprozesse bis heute von Relevanz sind und Identitäten beeinflussen. Die Thematik von Erinnerung, wie sie bei Götz angeschnitten wird, findet im Sammelband „Europas Gedächtnis“ [2] eine Vertiefung in verschiedenen Beiträgen, die das Ergebnis einer in 2007 abgehaltenen Tagung darstellt. Der Politikwissenschaftler *Helmut König*, Herausgeber des Bändchens, spricht in seinem einleitenden Beitrag davon, dass in seinem Fachbereich Identitätsfragen grundsätzlich als „weiche“ Fragen gelten (vgl. 12), weil sie eher vor- oder wenigstens subpolitischer Natur seien, es sich aber immer mehr verdeutlicht, dass politisch-institutionelle Selbstverständnisse durchaus eine Rolle spielen, wenn es um sozialintegrative Aufgaben des gesellschaftlichen Zusammenlebens geht. Politische Ordnungen brauchen ein „Gedächtnis“ (17), was nicht nur vormodern, sondern auch aktuell ist. Eine nationale Legitimation politischer Herrschaft ist seiner Meinung nach heute antiquiert, weil zum einen jenseits von Nationalstaaten neue Zugehörigkeiten entstanden sind, die eher die Vielheiten betonen als die eine eigene Nation. Zum zweiten sind oberhalb von Nationalstaaten politische Einheiten – wie beispielsweise die Europäische

Union – entstanden, die ihnen den Rang ablaufen. In diesem Geist äußern sich im Buch berühmte Autoren wie Adolf Muschg, Hans-Ulrich Wehler und Bronisław Geremek.

Im Sammelband von *Michael Gehler* und *Silvio Vietta* zum Thema „Europa – Europäisierung – Europäistik“ [3] findet sich ein Beitrag, der sich gut an den oben benannten Band anschließt: In einem Aufsatz des Rechtsphilosophen *Christian Stadler* mit dem Titel „Europäische Identität und ihre geistig-philosophischen Grundlagen“ (271–285) wird zunächst nach dem Ursprung der Rede von der europäischen Identität gefragt und die geopolitischen Grundlagen der europäischen Integration aufgewiesen. Für den Autor ist evident, dass es eine belastbare europäische Integration nicht geben wird, wenn es nicht gleichzeitig eine spezifische Europäische Identität gibt. Die Europäische Identität erscheint ihm als ein dialektischer Begriff, weil zum einen eine phänomenale Gemeinsamkeit Europas angesprochen wird, zum anderen aber eine noumenale Bedingung der Möglichkeit, die dem phänomenalen Diskurs zugrundeliegt und ihn transzendental überhaupt erst ermöglicht. Stadler schließt seinen Aufsatz: „Solcherart ist sich Europäische Identität selbst das Kriterium ihrer eigenen Wirklichkeit – ganz im Sinne Hegels, wonach das Vernünftige wirklich und das Wirkliche vernünftig sein soll!“ (284)

Olaf Leiß, der an der Universität Jena Europäische Studien lehrt, setzt sich mit dem Thema der Identität in seiner profunden Studie „Europa zwischen Nationalstaat und Integration“ [4] auseinander. Er möchte Wege der Integration von national geprägten Gesellschaften und Staatlichkeit am Beispiel der Europäischen Union aufzeigen und rekurriert dabei in besonderer Weise auf die Identität. Bei der Unterscheidung in personale, soziale und kollektive Identität setzt Leiß seinen Schwerpunkt auf die kollektive Identität und stellt die Frage, ob Gemeinschaften eine Identität haben, was zuweilen mit der Begründung negiert wird, dass nur Individuen Identität bilden können, nicht aber Kollektive. Dem widerspricht der Autor unter Berufung auf den klassischen Ansatz Maurice Halbwachs', der bereits in den 1920er Jahren versuchte, kollektive Identität in die Existenz eines kollektiven Gedächtnisses zu überführen, weil individuelles Erleben stets eingebettet ist in einen sozialen Zusammenhang. Jan Assmann hat diesen Ansatz später spezifiziert, indem er das kollektive Gedächtnis in ein kommunikatives und in ein kulturelles Gedächtnis unterteilt hat. Geht es um die Frage einer europäischen Identität, so gibt es Konflikte zwischen den Föderalisten, die in der EU die große Chance einer kosmopolitischen Demokratie und einer „postnationalen Identität“ (111) sehen, und den

Intergouvernementalisten, die in dieser Sache skeptisch bleiben und nach wie vor auf den Nationalstaat als den Ort setzen, in dem politisch gesteuert wird. Leißes interpretiert empirische Befunde plausibel, wenn er eine nur sehr reduziert ausgeprägte europäische Identität bei den Europäern konzediert. Es ist das Anliegen des Autors, die Entstehung einer kollektiven Identität nicht kulturalistisch-inhaltlich zu betrachten, sondern von funktionalen Faktoren abhängig zu machen. Jedes Individuum ist bestrebt, ein positives Selbstkonzept herzustellen und aufrecht zu erhalten, wobei Selbstkonzept verstanden wird als kognitive Struktur, die sowohl die personale als auch die soziale Identität einschließt. Dieser Versuch, sich selbst in ein günstiges Licht zu rücken, führt u. a. dazu, dass Nationen qua Großgruppen eine Veränderung der Statusrelationen herbeiführen, was nicht unproblematisch ist: „Der Kampf um Anerkennung ist ein Nullsummenspiel und [wird] nur auf Kosten der anderen Gruppe erreicht, wodurch der Graben zwischen den Gruppen eher vertieft wird.“ (130) Deshalb plädiert der Autor für ein vorsichtig gehandhabtes europäisches Identitätsmanagement, das die kollektive Identität dadurch stärkt, dass „einerseits die differenzierten Gruppeninteressen und Gruppenidentitäten in Europa berücksichtigt und andererseits die Belange der Subsidiarität und damit die Unverfügbarkeit bestimmter Materien für die europäischen Institutionen ernst nimmt.“ (131) Dies geschieht durch Dekategorisierung der nationalen Identität (Verringerung der Bedeutung der Gruppenzugehörigkeit für den Einzelnen), durch Rekategorisierung der nationalen Identität (vom Nationalbürger zum Unionsbürger) und schließlich durch das „Modell der differenzierten Identität“ (141), d. h. die Aufnahme und positive Integration sozialer Identitäten (Minderung der nationalen Differenzen bei gleichzeitiger Stärkung einer kollektiven Identität jenseits der Nation). Dies soll nach Leißes geschehen durch Trennung zwischen kulturellen und politischen Identitäten, um dann die nationale politische Identität durch spezifische institutionelle Konfigurationen auf europäischer Ebene einzuhegen. Das Ziel ist es, die Nationen – nicht aber die Nationalstaaten – aus dem politischen Bereich herauszuhalten („Entstaatlichung der Nationen“, 148). Staat und Nation sollen getrennt und kultur-nationale Anliegen in den privaten Bereich verlegt werden. Der Ansatz von Leißes stellt eine Herausforderung dar, ist aber durchaus diskussionswürdig! In eine etwas andere Richtung geht die Politikwissenschaftlerin *Viktoria Kaina* mit ihrer Studie „Wir in Europa“ [5]. In ihrer Habilitationsschrift mit diesem aufmunternden Titel möchte die Autorin gezielt darauf verweisen, dass Europa nicht nur ein Geflecht funkti-

onsfähiger Institutionen ist, sondern auch zum Nutzer aller Bürgerinnen und Bürger Europas ist. Es ist adressiert an die „Mitglieder eines gemeinsamen, supranationalen Kollektivs“ und an die „Bürgerinnen und Bürger in einem Zusammenschluss liberaler Demokratien“ (10). Die Studie bezieht sich ebenfalls – nach einem einführenden Problemaufriss hinsichtlich des europäischen politischen Systems – auf die Bedeutung der kollektiven Identität. Bei aller Schwierigkeit, einen solchen Terminus zu definieren, sieht Kaina in kollektiven Identitäten nicht einfach nur affektiv begründete Phänomene, sondern komplexe Konstrukte, die zusätzlich auch kognitive, evaluative und konative Elemente einschließen. Dabei betrachtet sie kollektive Identität auf individueller Ebene als „Identifikation von Personen mit einem Kollektiv“ (47). Konsequenterweise geht es also bei der Suche nach einer irgendwie gearteten europäischen kollektiven Identität um eine politische kollektive Identität, indem sich auf supranationaler Ebene ein Herrschaftsverband mit wachsenden Kompetenzen herausgebildet hat. Hinsichtlich der Volkssouveränität ist dabei nicht die Nation, sondern der Demos Bezugsebene des europäischen Volkes. Allerdings sind theoretische Konzepte wie die der kollektiven Identität letzten Endes nicht abstrakt zu reflektieren, sondern es braucht gewisser Orientierungsbeispiele (Solidarität, Loyalität, Interesse etc.), um sie sachlich zu begreifen. Hinsichtlich des europäischen Wir-Bewusstseins präsentiert Kaina ihre empirischen Ergebnisse in einem großen Abschnitt der Studie. Sie belegen den Wunsch der Unionsbürger, die EU-Außengrenzen verbindlich festzulegen, wobei allerdings keine klaren Positionen herrschen, welche Länder als Neumitglieder willkommen sind und welche nicht. Sie zeigen aber auch, so die Autorin, dass es noch recht wenig Befunde darüber gibt, wie in Europa die psychologischen Prozesse von Differenzbildung und Grenzziehung sich darstellen und wie sie zu bewerten sind. Den Schlussteil der Arbeit bildet eine Reflexion über das „Vertrauen“ als Bestandteil eines kollektiven Gemeinschaftssinns bzw. –bewusstseins. Vertrauen ist eine Interaktionsbeziehung, die durch „reziproke und risikante Vorleistung“ (185) geprägt ist, in der man seine Kontrolle über Handlungen und Ressourcen unter bestimmten Voraussetzungen auf andere überträgt und daran bestimmte Erwartungen knüpft. Hinsichtlich der europäischen Integration ist zu hoffen, dass sich auf der Grundlage von Vertrauen nach und nach ein kollektiver Gemeinschaftssinn herausbildet und erhalten bleibt, so wie auch kollektive Identitäten sich auf der Basis gegenseitiger Kommunikation und Interaktion entwickelt. Dabei braucht es aber nach wie vor bestimmte rechtsstaatliche Institutionen, die den etwai-

gen Missbrauch dieses Vertrauens sanktionieren. Dies ist u. a. ein Grund, warum die EU demokratische Institutionen braucht, die auf einem spezifischen Wertekonsens und einem Fundament gemeinsam geteilter Normen und Prinzipien gründen.

Im Gegensatz zu den vorher aufgeführten Studien ist der Ansatz von *Christopher Zarnow* in seiner Doktorarbeit „Identität und Religion“ [6] ein spezifisch theologischer und berührt die politischen Fragestellungen nur sehr peripher. Dies wird bereits deutlich in seinem einleitenden „Forschungsbericht“ (7ff.), der hinsichtlich der gegenwärtigen Lage der Identitätsforschung nicht nur auf sozial- und kulturwissenschaftliche Konzepte eingeht, sondern sich auch mit philosophischen (Dieter Henrich, französische Phänomenologie) und schließlich mit theologischen (Erik H. Erikson, Wolfhart Pannenberg, Eilert Heims) Ansätzen auseinandersetzt. Nach der Darstellung der neuzeitlichen Identitätsdebatte (John Locke, Gottfried W. Leibniz und Immanuel Kant) geht der Autor auf George H. Mead ein, der mit seinem sozialpsychologischen Identitätsbegriff den Rahmen seiner Arbeit bildet, weiterentwickelt durch Erving Goffman und Lothar Krappmann. Die letzten beiden Abschnitte untersuchen das Verständnis von Identität in der Religionssoziologie (z. B. Thomas Luckmann) und Religionspsychologie und schließen mit dem Verhältnis der Identität zu Symbolen christlichen Glaubens. „Das Religiöse in der Selbstdedeutung kann im Ausgriff auf einen Horizont der Selbstausslegung erblickt werden, welcher den konkreten Vermittlungszusammenhang der Identität transzendiert.“ (359) Nach Meinung Zarnows beruht die Affinität zwischen dem Identitäts- und dem Religionsbegriff auf der strukturellen Entsprechung beider Konzepte, was dann auch die Bedeutung des Identitätsbegriffs innert der Religionssoziologie und -psychologie als Platzhalter für religiöse Sinngebungsproblematik erklärt. Im Ergebnis seiner Arbeit betont der Autor, dass die Theologie gehalten ist, die Identitätsthematik weder christlich zu vereinnahmen noch sie pauschal abzuqualifizieren, weil sie theologische Themen am Ort des menschlichen Selbstumgangs aufzuspüren versteht.

Thomas Eggersperger OP, Berlin

[1] Jonas Pfister, **Philosophie**. Ein Lehrbuch (Reclams Universal-Bibliothek Bd. 18767), Philipp Reclam jun. Verlag Stuttgart 2011, 302 S., € 8,80.

[2] Jonas Pfister (Hrsg.), **Klassische Texte der Philosophie**. Ein Lesebuch (Reclams Universal-Bibliothek Bd. 18838), Philipp Reclam jun. Verlag Stuttgart 2011, 172 S., € 6,60.

J. Pfister (* 1977) dürfte derzeit einer der kreativsten Philosophen im deutschen Sprachraum sein. Der in Bern lehrende Wissenschaftler organisierte beispielsweise 2006 die erste Schweizer Philosophie-Olympiade. Nun hat er ein „faszinierendes Philosophielehrbuch“ (*Der Tagesspiegel* [Berlin] v. 19.6.2011) wiederaufgelegt, das es unbedingt zu empfehlen gilt [1]. Im historischen Durchgang von der Antike bis zum 20. Jahrhundert und darin wiederum systematisch gegliedert (z. B. im Kapitel „Neuzeit“: „Außenwelt“ – „Erkenntnis“ – „Geist“ – „Gerechtigkeit“ – „Ethik“; vgl. 1,83–184) stellt Pfister die wichtigsten Epochen, Teilgebiete und Grundbegriffe der Philosophie vor. Das parallel organisierte Lesebuch [2] bietet die entsprechenden Schlüsseltexte der Philosophiegeschichte, die wiederum durch kurze Einleitungen zu zusammenhängenden Fragekonstellationen verbunden sind.

Spannend zu lesen ist die sprachlich und didaktisch vorbildliche Einführung vor allem ob ihrer kritischen Haltung des (Sich-selbst-)Infragestellens. Denn „Philosophie“, so Pfister, „beginnt damit, dass man Gedanken über die Welt hinterfragt, seien es die eigenen oder die von anderen.“ (1,18) In formaler Hinsicht erinnert das Vorgehen des Berner Philosophen ein wenig an die Argumentationsstruktur der „Summa“ des Thomas von Aquin, vor allem dort, wo Pfister auf die Darlegung einer Thematik Entgegnungen und Responsionen folgen lässt (vgl. z. B. im Abschnitt „Fairness“, 1,159–163: „Einwand 1“ – „Erwiderung“ – „Einwand 2“ und „Einwand 3“). Wer jedoch wie Pfister Bedeutungs- und Begründungszusammenhänge offenlegt und dem kritischen Diskurs aussetzt, verlangt von seinen Leser/-innen bei aller didaktischen Hilfestellung letztlich die Bereitschaft und eine gewisse Fähigkeit, selbstständig (mit und weiter) zu denken. Und das ist gut so!

Immer wieder eingefügte kurze(!) Literaturlisten machen das „Lehrbuch“ genannte Bändchen wirklich zu einem lehrreichen Buch. Die kostengünstige Preisgestaltung der beiden Publikationen lässt hoffen, dass sie in die Hände vieler Studierender gelangen.

Ulrich Engel OP, Berlin

Thomas Gil, **Strukturen sprachlicher Bedeutung**, Wehrhahn Verlag Hannover 2011, 59 S., € 8,-

Th. Gil, Professor für Philosophie an der Technischen Universität Berlin, tritt immer wieder mit kleinen Studien an die wissenschaftliche Öffentlichkeit. Das kompakte Format seiner Arbeiten fördert die Konzentration auf ein Thema, eine Fragestellung, einen Kerngedanken – und hebt sich damit in wohlthuender Weise von der Vielzahl ausladend-ausschweifender Publikationen ab. Das neueste Büchlein von Gil widmet sich den Bedingungen intersubjektiver Verständigungsprozesse. Ausgehend von der Prämisse, dass „Fragen sprachlicher Bedeutung (...) immer relationaler Natur“ (7) sind, thematisiert der Verf. die Beziehung von Sprache zu einer Realität, die außerhalb der Sprechenden liegt. Gil diskutiert die Frage nach der *Bedeutung* der Sprache in vierfacher Hinsicht: (1) als „philosophische Grammatik“ (Teil 1), welche den bedeutungsgenerierenden Gebrauch der Wörter und Sätze einer Sprache beschreibt (vgl. 10), als Frage nach der Bezogenheit der Sprache auf ihr außenliegende Referenzgrößen, nach ihrer Verwendung als Zeichen und nach ihrer Verständigungspraxis (Teil 2), sowie schließlich funktional – darstellend, erzählend, argumentierend etc. – (Teil 4), insofern sich Sprachen „als Mittel auffassen [lassen], die uns zur Verfügung stehen und mehr oder weniger situationsangemessen gebraucht werden können.“ (41) Normiert werden die bedeutungstragenden Sprachstrukturen durch Begriffe und Theorien (Teil 3). – Wie schnell die hier nachgezeichneten abstrakt-philosophischen Gedanken alltagsrelevant werden können, mag ein lesender Selbstversuch verdeutlichen: Erinnern Sie sich bei der Lektüre des Büchleins einfach an Ihre persönlichen Erfahrungen gelungener/misslungener Verständigung!

Ulrich Engel OP, Berlin

Petrus Bsteh/Brigitte Proksch (Hrsg.), **Das Charisma des Ursprungs und die Religionen**. Das Werden christlicher Orden im Kontext der Religionen, Lit Verlag Berlin 2011, 373 S., € 29,90.

Im Rahmen eines größeren, insgesamt recht ambitionierten Projekts über das Verhältnis der verschiedenen Ordenscharismen zu außerchristlichen Religionen (vor allem Judentum und Islam), das in programmatischer Weise an das Ordensdekret *Perfectae caritatis* des Zweiten Vatikanischen Konzils anknüpft, steht auch der hier kurz vorzustellende Sammelband. Er ist Ergebnis einer Tagung, die 2010 in Salzburg auf Initiative von P. Bsteh (Kontaktstelle für Weltreligionen der Österreichischen

Bischofskonferenz, Wien) und B. Proksch (Zeitschrift *Religionen unterwegs*, Wien) Karmeliten (OCD und OCarm.), Benediktiner, Zisterzienser, Kapuziner, Dominikaner sowie Jesuiten zusammenführte. Im historischen Durchgang zeigen die insgesamt 17 Beiträge die Vielfalt der Berührungspunkte und Interferenzen, „sei es eher apogetisch-abgrenzend oder durch Affinität und Inspiration motiviert“ (Einleitung: 12), auf. Besonders hingewiesen sei auf die beiden Texte zur dominikanischen Tradition: *Wolfram Hoyer OP* (Augsburg) rekonstruiert die missionarisch-verkündigende Grundkonzeption des Predigerordens als Bedingung für den intellektuellen Dialog mit den Religionen im 13. Jahrhundert (242–264), und *Elias H. Füllenbach* (Düsseldorf) skizziert die Geschichte der teils problematischen, teils fruchtbaren Auseinandersetzung zwischen Dominikanern und Juden (265–278). Beide markieren in ihren Artikeln wichtige Desiderate für zukünftige ordenshistorische Forschungen auf dem Gebiet der Religionen (vgl. 264f.).

Ulrich Engel OP, Berlin

Margit Eckholt/Regina Heyder (Hrsg.), **„In der Freiheit des Geistes leben“**. Peter Hünermann im Gespräch, Matthias-Grünewald-Verlag Ostfildern 2010, 188 S., € 19,90.

Zweifelsohne zählt P. Hünermann (* 1929) zu den wichtigsten Vertretern der internationalen theologischen Szene. Vor allem seine Forschungen zur Theologie des Zweiten Vatikanischen Konzils und dessen Umfeld haben Maßstäbe gesetzt. Im chronologischen Durchgang bietet der Interviewband der beiden Hünermann-Schülerinnen M. Eckholt (Osnabrück) und R. Heyder (Bonn) spannende Einblicke in die Biographie des Gelehrten und erinnert prägende Stationen: den Geburtsort Berlin, das Studium in Rom, die Habilitation in Freiburg/Br., das Rektorat der Dominikanerkirche in Münster, die Professur in Tübingen sowie die Gastdozenturen in Fribourg und San Diego – um nur die wichtigsten Orte zu nennen. Einer breiten Öffentlichkeit weniger bekannt dürften Hünermanns wegweisende weltkirchliche Engagements sein; dankenswerterweise haben die Herausgeberinnen sowohl dem von Hünermann gegründeten *Stipendienwerk Lateinamerika-Deutschland* als auch dem von ihm neu aufgestellten *Katholischen Akademischen Ausländer-Dienst* (KAAD) je ein ganzes Kapitel ihres Buches gewidmet. Mich beeindruckt vor allem Hünermanns Beherztheit, mit der er bis heute beharrlich heiße Eisen – Nihil obstat-Verfahren, Position der Laientheologen, kirchliche Ämter für Frauen etc. – in die innerkirchliche theologische Diskussion einbringt. Das unbedingt empfehlenswerte Buch stellt einen

Mann vor, der wahrhaftig aus dem „Geist Gottes, der in der Geschichte wirkt“ (185), lebt.

Ulrich Engel OP, Berlin

Marianne Heimbach-Steins/Gerhard Kruij/Saskia Wendel (Hrsg.), „**Kirche 2011: Ein notwendiger Aufbruch**“. Argumente zum Memorandum, Verlag Herder Freiburg/Br. 2011, 298 S., € 16,95.

Anfang 2011 wurde das Memorandum „Kirche 2011: Ein notwendiger Aufbruch“ publiziert. Die Initiative hat ein weltweites Medienecho und kontroverse innerkirchliche Debatten ausgelöst. Bis Anfang März des Jahres haben 311 Theologieprofessorinnen und Professoren den Text unterzeichnet. Viele kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben sich mit dem Anliegen der Hochschullehrenden solidarisiert: über 10.000 Christen haben eine entsprechende Online-Unterstützerliste unterzeichnet, fast 400 Religionslehrerinnen und -lehrer sich in gleicher Sache an die Deutsche Bischofskonferenz gewandt, mehr als 300 Priester der Erzdiözese Freiburg ihre Übereinstimmung bekundet. Menschen aus dem Innersten der Kirche klagen lautstark Partizipationsmöglichkeiten ein und fordern angesichts der aktuellen Krisensituation: „Nur durch offene Kommunikation kann die Kirche Vertrauen zurückgewinnen.“ Das hier anzuzeigende Buch greift dieses Plädoyer für Kommunikation und Dialog auf und versammelt neben dem Text selbst (33–45) 24 knappe, das Anliegen des Memorandums positiv aufgreifende und argumentativ vertiefende Artikel namhafter Theologinnen und Theologen zu Aspekten wie Gemeinde, Beteiligung, Amt, Liturgie, Rechtskultur, Gewissensfreiheit und Lebensformen. Besonders hervorzuheben ist der Beitrag des Münsteraner Fundamentaltheologen *Timo R. Peters OP*. Unter der Überschrift „Zwischen Gehen und Bleiben“ (135–143) durchforstet er zehn Contra- und zehn Pro-Argumente, deren letztere er so einleitet: „Ich werde nicht so töricht sein, Begründungen für ein Bleiben in der Kirche anzubieten, denen jeder sofort anmerkt, dass sie nur der Selbstverteidigung dienen oder allein meinem Glauben geschuldet sind und nicht auch der Vernunft.“ (139) Am Ende seines Textes heißt es dann: „Indem ich an der ‚memoria mortis et resurrectionis‘ teilhabe (...), bleibe ich in der Gemeinschaft der Getauften“ (143). Eine Bilanz, die mich überzeugt.

Ulrich Engel OP, Berlin

Conrad Berning/Brigitte Schulte-Walter in Zusammenarbeit mit Norbert Arntz, **Verzeiht uns unsere Träume**. Katakombenpakt. DVD mit 4 Filmen, Verbo Filmes-D Münster 2010, 70 Min., € 10,- (Privatgebrauch), € 50,- (Ö-Rechte, z. B. Schule), € 125,- (V/Ö-Rechte, z. B. Medienstellen), jeweils zzgl. Porto. Bestellung: info@konzilsvaeter.de.

Pünktlich zum 2012 bevorstehenden 50. Jahrestag des Beginns des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) erscheint diese wichtige DVD. Die vier Dokumentarfilme, jeweils zwischen 10 und 30 Minuten lang und von daher gut für Unterricht oder Fortbildungsveranstaltungen geeignet, führen in die (bei uns kirchlich und theologisch heute leider aus dem Blick geratene) Kirche der Armen ein. Ausgehend von der Initiative Papst Johannes' XXIII. und dem Konzilsereignis selbst schildern damals in Rom anwesende Bischöfe wie beispielsweise Dom Antônio Fragoso (1920–2006, Crateus, Brasilien) den Weg vom Vaticanum II hin zu den bedeutenden Generalversammlungen des lateinamerikanischen Episkopats 1968 in Medellín (Kolumbien), 1979 in Puebla (Mexiko), 1992 in Santo Domingo (Dominikanische Republik) und 2007 in Aparecida (Brasilien). Schlüsselerlebnis für viele der beteiligten Bischöfe war der sog. Katakombenpakt, in dem sich am 16. November 1965 40 Bischöfe in den Domitilla-Katakomben trafen und 13 Selbstverpflichtungen unterzeichneten, mit deren Hilfe sie „ein dem Evangelium entsprechendes Leben in Armut (...) führen“ wollten. Schließlich wuchs die Gruppe der Unterzeichner auf ca. 500 Episkopen an – immerhin ein Fünftel der Konzilsväter! Der tief bewegende, politisch-spirituelle Text der Deklaration liegt der DVD bei und ist auch auf der das Filmprojekt begleitenden Website nachzulesen: www.konzilsvaeter.de. Spannend ist die auf der DVD ausführlich gezeigte politisch-theologische Interpretation des Katakombenpaktes und der anschließenden basisgemeindlich-befreiungstheologischen Aufbrüche wie auch der reaktionären römischen Versuche, das Rad zurückzudrehen, durch den Münsteraner Theologen Norbert Arntz, der sich übrigens auch um das gesamte Projekt „50 Jahre II. Vatikanisches Konzil. 2012–2015“ (u. a. weitere DVDs) sehr verdient macht. Ganz klein wird auf dem Cover der DVD ein Satz von Johannes XXIII. zitiert: „Habt doch keine Angst!“ Vergleicht man als Nachgeborener allerdings den kirchlichen Aufbruch damals mit den Zuständen in der heutigen römischen Catholica, kann es einem doch schon Angst und Bange werden. Gerade deshalb: Eine notwendige und empfehlenswerte DVD!

Ulrich Engel OP, Berlin

Eingegangene Bücher

(Rezension vorbehalten)

RÜDIGER VON VOSS/GERHARD RINGSHAUSEN (Hrsg.), Die Predigten von Plötzensee. Zur Herausforderung des modernen Märtyrers, Lukas Berlin 2009, 272 S., € 19,80.

HERBERT VORGRIMLER, Karl Rahner. Zeugnisse seines Lebens und Denkens, Topos Kevelaer 2011, 260 S., € 12,90.

MARGIT WASMEIER-SAILER/BENEDIKT PAUL GÖCKE (Hrsg.), Idealismus und natürliche Theologie, Alber München – Freiburg/Br. 2011, 281 S., € 39,-.

HERMANN WEBER (Hrsg.), Globale Mächte und Gewalten – Wer steuert die Welt? Die Verantwortung der Weltreligionen, Grünewald Ostfildern 2011, 226 S., € 19,90.

GERHARD WEHR, Angelus Silesius, Marix Wiesbaden 2011, 125 S., € 5,-.

---, Nicolaus Cusanus, Marix Wiesbaden 2011, 160 S., € 5,-.

WERNER WEIDENFELD/WOLFGANG WESSELS (Hrsg.), Jahrbuch der Europäischen Integration 2010, Nomos Baden-Baden 2011, 576 S., € 49,-.

DANIEL WEIDNER/SIGRID WEIGEL (Hrsg.), Benjamin-Studien I, Fink München 2008, 267 S., € 29,90.

---, Benjamin-Studien II, Fink München 2011, 352 S., € 39,90.

GEORGE WEIGEL, Der Papst der Freiheit. Johannes Paul II. Seine letzten Jahre und sein Vermächtnis, Schönigh Paderborn 2011, 559 S., € 48,-.

PETER WEIMAR, Die doppelte Thamar. Thomas Manns Novelle als Kommentar der Thamarerzählung des Genesisbuches, Neukirchener Neukirchen-Vluyn 2008, 156 S., € 24,90.

SASKIA WENDEL, Christliche Mystik. Eine Einführung, Topos Kevelaer 2011, 133 S., € 8,90.

UDO WENGST (Hrsg.), Reform und Revolte. Politischer und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik Deutschland vor und nach 1968, Oldenbourg München 2011, 122 S., € 16,80.

JÜRGEN WERBICK, Vater unser. Theologische Meditationen zur Einführung ins Christsein, Herder Freiburg/Br. 2011, 280 S., € 19,95.

---, Vergewisserungen im interreligiösen Feld, Lit Berlin 2011, 386 S., € 39,90.

CAI WERTNGEN, Szenen des Heiligen. Vortragsreihe in der Hamburger Kunsthalle, Insel Berlin 2011, 265 S., € 16,-.

UWE WESEL, Geschichte des Rechts in Europa. Von den Griechen bis zum Vertrag von Lissabon, C. H. Beck München 2010, 734 S., € 38,-.

ULLA WESSEL, Das Gute, Klostermann Frankfurt/M. 2011, 244 S., € 19,80.

WERNER WESSEL, Schätze aus der Bibliothek St. Albertus Magnus, Erzbischöfliche Diözesan- und Dombibliothek Köln 2009, 170 S., € 16,-.

CHRISTIAN WESSELY, Einfach Katholisch. Was Katholische Christen glauben und wie sie feiern, Tyrolia Innsbruck 2010, 208 S., € 17,95.

MICHAEL WETZEL, Derrida (Grundwissen Philosophie), Reclam Stuttgart 2010, 156 S., € 9,90.

HARTWIG WIEDEBACH (Hrsg.), „Kreuz der Wirklichkeit“ und „Stern der Erlösung“. Die Glaubens-Metaphysik von Eugen Rosenstock-Huessy und Franz Rosenzweig (Rosenzweigiana 5), Alber München – Freiburg/Br. 2010, 282 S., € 35,-.

PETER WILD, Von der Wachheit des Wartens. Robert Lax spirituell gelesen, Grünewald Ostfildern 2010, 144 S., € 19,90.

WOLFGANG WIPPERMANN, Preußen. Kleine Geschichte eines großen Mythos, Herder Freiburg/Br. 2011, 200 S., € 16,95.

DIETER WITSCHEN, Menschen-Tugenden. Ein Konzept zu menschenrechtlichen Grundhaltungen, Schönigh Paderborn 2011, 122 S., € 16,90.

EGBERT WITTE, Zur Geschichte der Bildung. Eine philosophische Kritik (Pädagogik und Philosophie 4), Alber München – Freiburg/Br., 176 S., € 29,-.

MONIKA WOHLRAB-SAHR/UTA KARSTEIN/THOMAS SCHMID-LUX, Forcierte Säkularität. Religiöser Wandel und Generationendynamik im Osten Deutschlands, Campus Frankfurt/M. 2009, 375 S., € 34,90.

ANDREAS WOLLBOLD, Als Priester leben. Ein Leitfa-den, Pustet Regensburg 2010, 336 S., € 26,90.

WIICHARD WOYKE (Hrsg.), Handwörterbuch Internationale Politik, B. Budrich Opladen – Farmington Hills 2011, 687 S., € 24,90.

KURT WUCHTEL, Kontingenz oder das Andere der Vernunft. Zum Verhältnis von Philosophie, Naturwissenschaft und Religion, Franz Steiner Stuttgart 2011, 300 S., € 29,-.

CHRISTOPHER ZARNOW, Identität und Religion. Philosophische, soziologische, religionspsychologische und theologische Dimensionen des Identitätsbegriffs (Religion in Philosophy and Theology 48), Mohr Siebeck Tübingen 2010, 394 S., € 64,-.

TASOS ZEMBYLAS, Die Mönchsrepublik Athos. Eine spirituelle Gesellschaft mit beschränkter Haftung, Passagen Wien 2010, 107 S., € 13,90.

SLAVOJ ŽIŽEK, „Ich höre dich mit meinen Augen“. Anmerkungen zu Oper und Literatur, Fink München 2010, 192 S., € 24,90.

PAUL M. ZULEHNER, Wie geht's, Herr Pfarrer? Ergebnisse einer kreuz und quer Umfrage: Priester wollen Reformen, Styria Wien 2010, 175 S., € 19,95.